



Afcher Rundbrief



Folge 12

Dezember 1976

28. Jahrgang



Aufnahme Eduard Müller

Weihnachtsspaziergang um den Hainberg: Das Rittershäusl

Der Weihnachts- und Neujahrsgruß des Rundbriefs an seine treue Lesergemeinde: Laßt für ein paar Tage die Hektik unserer Zeit an Euch vorüberrauschen! Geht im Geiste Eure schönsten Festtagswege daheim! In diesem Sinne: Ein gutes Fest und ein friederheißendes Neues Jahr!

46
1376
L. F. Hauendorf
Gutenbergstr. 4 1/3

HEILIGE TAGE

*Bist du in Öde und Alltagsstaub
das liebe Jahr lang gegangen?
Lag deine Seele wie blind und taub
in tausend Sorgen gefangen?*

*Hast du vom Morgen bis Mitternacht
nichts als Klage und Plage?
Arme Seele, nimm dich in acht,
es kommen seltsame Tage!*

*Du spürst ihr Nahen schon wunderbar,
ein holdes, himmlisches Treiben!
Die Sterne winken dir groß und klar
von oben her durch die Scheiben.*

*Und Englein huschen am Gartenzaun,
krausköpfig Flügelgesindel,
und tuscheln leise im Abendgrau'n
von Christkinds Krippe und Windel.*

*Verstohlen schleicht es wie Sonnenduft
dir nach auf Treppen und Gängen,
ein Singen geht durch die Winterluft,
das bleibt im Ohre dir hängen.*

*Ach, alte Lieder von liebem Klang –
die Mutter sang sie vor Zeiten –
und es pocht das Herz dir so selig-bang,
als müsse das Christkind läuten.*

*Und es kommt ein Abend, da bricht's heraus,
da kannst du nicht mehr entrinnen.
Da ist ein Jauchzen von Haus zu Haus,
ein Leuchten draußen und drinnen.*

*Und die Glocken dringen von jedem Turm
über den Schnee der Gassen;
da wird der heilige Liebesturm
auch dir die Seele erfassen.*

*Und der Schrei der schluchzenden Sehnsucht
bricht / dir heiß von zuckender Lippe:
Zünde auch mir dein Himmelslicht,
Heiliges Kind in der Krippe!*

LULU VON STRAUSS UND TORNEY

Das Generationen-Problem der Vertriebenen

Der „Ascher Rundbrief“ hat zu der Frage „Erlebnis- und Bekenntnisgeneration“ im Juli und im September ausführlich Stellung bezogen. In der daraus erwachsenden Diskussion zog der Rundbrief den Schluß, daß seiner Meinung nach eine „Bekenntnis-Generation“, also die Heimat nicht mehr aus eigenem Erleben kennt, höchstens in einer Art Elite, also nur in einer sehr begrenzten Gemeinschaft bestehen könne.

Ein solcher Bekenntnis-Träger der jungen Generation hat sich nun zu Worte gemeldet: Jörg Kudlich, Oberregierungsrat im Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, ist Präsidialmitglied des Sudetendeutschen Rates und stellvertretender Vorsitzender des Bundesvorstandes der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Der heute Vierzigjährige war, als seine Familie aus seiner Heimatstadt Troppau vertrieben wurde, noch im Kindesalter. Seine Ausführungen über das Generationenproblem zeugen für die Rundbrief-Meinung, daß es elitäre Erscheinungen erfreulicherweise gibt. Aber sie widerlegen leider nicht die Skepsis, daß es sich dabei, gemessen an dem Millionen-Nachwuchs, um Einzel-Erscheinungen handelt. Seinen Beitrag betitelt Jörg Kudlich

„Wechsel der Generation — aber nicht der Gesinnung“

Es steht dort zu lesen:

„Mehr als dreißig Jahre sind seit der Vertreibung der Sudetendeutschen vergangen. Dreißig Jahre sind ein Menschenalter, denn es tritt mit diesem Alter eine neue Generation in die Verantwortung. Die Vertreter hatten erwartet, daß sich das sudetendeutsche Problem, d. h. der Rechtsanspruch der Sudetendeutschen auf Heimat und Selbstbestimmung, durch den Generationenwechsel von selbst lösen werde. Sie haben sich getäuscht. Daß die Sudetendeutschen heute immer noch eine Volksgruppe in der Vertreibung darstellen, ist nicht zuletzt ein „Verdienst“ der Verfechter eines tschechoslowakischen Nationalstaates, die mit ihren Unterdrückungsmaßnahmen während der ersten Tschechoslowakischen Republik wesentlich dazu beigetragen haben, die Sudetendeutschen zu einer geschlossenen Gemeinschaft werden zu lassen. Dies wirkt auch heute noch nach, und wer sich davon überzeugen will, der besuche die alljährlich stattfindenden Sudetendeutschen Tage, auf denen immer Hunderttausende ihr Bekenntnis zur Heimat und zu ihrem Recht erneuern.“

Das Erstaunliche an diesen Sudetendeutschen Tagen ist, daß an ihnen Vertreter aller Generationen teilnehmen. Man findet dort nicht bloß Menschen, die die Heimat in der Reife ihres Lebens erlebt und das bittere Schicksal der Vertreibung erlitten haben. Der größere Teil der Besucher hat vielmehr die Heimat nur als Kind erlebt oder kennt sie nur vom Hörensagen ihrer Eltern. Die heute Dreißigjährigen sind nicht mehr in der Heimat ihrer Eltern geboren und in ihren Aufnahmelandern aufgewachsen. Sie gehören — wie auch die nach ihnen Geborenen und die heute Vierzig- bis Fünfundvierzigjährigen — zur Bekenntnisgeneration, d. h. zu der Generation, die sich auf Grund ihrer Erziehung und des ihnen vermittelten Schicksals ihrer Vätergeneration zum Sudetendeutschtum bekennt.

Bekennen kommt von „kennen“, Bekenntnis setzt die Kenntnis dessen voraus, wofür man einzustehen bereit ist. Das Bekenntnis hat jedoch nicht allein eine Wissensvermittlung und Bewußtseinsbildung zur Grundlage. Dazu gehört auch die Erlebnisbildung und das Bewußtmachen dessen, daß die Gemeinschaft der Sudetendeutschen erhaltenswert ist und man stolz darauf sein darf, ihr anzugehören.

Ich selbst habe trotz meiner nur neun Jahre in Troppau die Heimat noch sehr bewußt erlebt. Dieses Bewußtsein wäre mit Sicherheit nach der Vertreibung geschwunden, wenn nicht durch die Wissensvermittlung in der Familie und das Gemeinschaftserlebnis in der Sudetendeutschen Jugend und Studentenschaft im Geistigen und auch in der Vermittlung der Erlebnisgemeinschaft gewachsen wäre. Die Sudetendeutsche Landsmannschaft hat dem Generationenwechsel Rechnung getragen, als sie in ihre Bundesversammlung und in

den Bundesvorstand Vertreter der jüngeren Generation wählte, um so die Kontinuität in der Führung der Volksgruppe zu wahren. In einer lebendigen Gemeinschaft muß die Nachfolge rechtzeitig gesichert werden. Die sudetendeutsche Volksgruppe lebt in jedem einzelnen ihrer Angehörigen, in ihren Familien und den vielfältigen Gemeinschaften, sie lebt nicht zuletzt in all den Werten ihres Geistes und ihrer Kultur.

Jede gewachsene Gemeinschaft lebt in der Gegenwart und muß sich ihren Problemen stellen, sie schöpft jedoch auch aus der Tradition, aus ihrer Vergangenheit und der Leistung ihrer Vorfahren. Gerade dieser Bezug zur wertvollen Vergangenheit ist es, der auch junge Menschen anspricht, wenn sie erkennen, daß diese Vergangenheit Lebenslinien in die Gegenwart und Zukunft hat. Die Erlebnis- und Wissensträger nehmen von Jahr zu Jahr ab. Damit wandelt sich auch die Gemeinschaft der Sudetendeutschen. Von den Jüngeren wollen viele nicht mehr als Vertriebene oder Flüchtlinge gelten, sie sind aber bereit, sich als Sudetendeutsche zu bekennen oder verheimlichen nicht, daß ihre Eltern aus dem Sudetenland stammen. Sie gilt es für die Gemeinschaft zu gewinnen. Ihnen muß klar gemacht werden, daß sie auf ihre Volksgruppe und deren Vergangenheit stolz sein können, denn diese Vergangen-

Aktion zur Wahrung der Eigentumsrechte

Eine Planung der Sudetendeutschen Landsmannschaft

Mitte November trat die Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft, sozusagen das Parlament der sudetendeutschen Volksgruppe, im Münchner Maximilianeum, dem Hause des bayerischen Landtags, zu ihrer Herbsttagung zusammen. In ihrem Mittelpunkt stand der heimatpolitische Bericht des SL-Sprechers Dr. Walter Becher. Kernstück seiner Ausführungen war die Ankündigung eines Verfahrens, durch das die Vertriebenen Schadensmeldungen vornehmen können. Becher sagte in diesem Zusammenhang:

„Wir sind widerrechtlich aus unserer angestammten Heimat mit einem Gebietsumfang von 28 942,66 qkm vertrieben worden, haben dabei ein Gesamtvermögen von 120 Milliarden DM und 240 000 Landsleute verloren, die im Zusammenhang mit der Vertreibung ihr Leben ließen. Unsere Heimat gehörte zum ältesten Kulturboden Europas. Sie wurde von uns nicht erobert oder gewaltsam usurpiert, sondern aus wilder Wurzel gerodet und aus eigener Kraft in sieben Jahrhunderten urbar gemacht.“

Unsere Rechte sind daher ursprünglich und unabdingbar. Die UNO hat unser Anspruchsverlangen im Dezember 1975 und im Juni 1976 in New York und Genf registriert. Mehr als 300 000 Unterschriften aus allen Teilen der Welt haben unser

heut brachte große kulturelle und geistige Leistungen; die dazu führten, daß die Sudetendeutschen Achtung und Beachtung fanden.

Aus der Vergangenheit die Zukunft zu gestalten ist eine jener Aufgaben, die der sudetendeutschen Volksgruppe gestellt ist. Es kommt nicht von ungefähr, daß die Sudetendeutschen, die aus einem Vielvölkerstaat stammen, die heißesten Verfechter des Gedankens eines in Freiheit geeinten Europas und der Partnerschaft der Völker sind. Wie ihre, den Vereinten Nationen und der Kommission für Menschenrechte übergebene Petition beweist, sind sie aber auch Anwälte einer Weltordnung, in der Volksgruppen und nationale Minderheiten den Schutz ihrer Menschenrechte genießen, in der es keine Vertreibung von Menschen wegen ihrer Sprache, Nation, Rasse oder Zugehörigkeit zu religiösen oder ideologischen Gruppen mehr geben darf. Mit diesen Zielen, die nur scheinbar den Rahmen der sudetendeutschen Rechtsforderungen überschreiten, werden der jüngeren Generation Ideale gesetzt, für die einzutreten es sich lohnt. Das Bekenntnis zur Volksgruppe ist für sie gleichzeitig das Bekenntnis zu einem Zukunftsbild, das den Menschen das Leben lebenswerter machen soll. Die europäische Aufgabe, die sich die Sudetendeutschen gesetzt haben, soll ein Ansporn gerade für die Jüngeren sein, sich aktiv für ihre Volksgruppe einzusetzen. Der Generationenwechsel ist kein Gesinnungswechsel. Was jene Landsleute nach dem harten Los der Vertreibung gelobten und als ihr Ideal bekannten, soll in den Generationen fortwirken und dazu beitragen, daß diese Ideale auch in die Tat umgesetzt werden. Die Utopien von heute sind die Realitäten von morgen, sagte der verstorbene israelische Staatsmann Ben Gurion. Was er auf seinen neuen Staat bezog, muß die jüngere Generation der Sudetendeutschen auf die Arbeit für die Zukunft beziehen. Die Ziele sind ihr vorgezeichnet. Es gilt, sie in die Tat umzusetzen. Voraussetzung dafür aber ist das Bekenntnis zu diesen Zielen und der Wille, sie zu erreichen.

Anliegen unterstützt und beglaubigt. Das Recht auf die Heimat sowie der Anspruch auf das völkerrechtswidrig enteignete Vermögen der Sudetendeutschen verjähren nicht. Die Gewährung und Annahme von Leistungen aus dem Lastenausgleich in der Bundesrepublik Deutschland und z. T. auch in der Republik Österreich bedeuten keinen Verzicht auf die Geltendmachung dieses Anspruchs. Sie Erlöschen auch nicht mit dem Tode der unmittelbar Geschädigten. Sie bleiben Erbgut jedes einzelnen und der gesamten Volksgruppe. Es ist eine logische Folge unserer Petition an die Vereinten Nationen, wenn wir sie als solche nunmehr erneut bekräftigen und auch nach außen vermelden.

Die Sudetendeutsche Landsmannschaft wird daher gemeinsam mit dem Sudetendeutschen Rat ein Verfahren entwickeln, das es jedem einzelnen Geschädigten und seinen Erben ermöglicht, über die bereits erfolgten und allgemein gültigen Schadensmeldungen hinaus den zuständigen Stellen der Bundesrepublik Deutschland, der Republik Österreich, des Vertreiberstaates CSSR und der Vereinten Nationen Schadensmeldungen zu übermitteln. Eine großangelegte, über Jahre hinaus währende und permanent gültige Aktion zur Wahrung der Eigentumsrechte soll damit aller Welt bis ins Konkrete sichtbar machen, daß erlittenes Unrecht nicht nur in aktuel-

len Krisenherden, sondern überall dort zu beseitigen ist, wo sich Menschen mit berechtigten Ansprüchen dagegen wehren.

Wir sind stolz darauf, daß wir die Durchsetzung unserer Rechtsansprüche mit zivilisierten Methoden und nicht mit Bomben und Granaten anstreben. Wir bitten daher die deutsche Bundesregierung sowie die deutsche und weltweite Öffentlichkeit, uns gerade deshalb politisch und moralisch zu unterstützen."

"BILANZ DER KÜMMERNISSE"

Zu der Frage der Aussiedlerzahlen aus der SSR sagte Dr. Becher:

"In vielen Fällen kann von der ‚wohlwollenden Beurteilung‘, die der Briefwechsel über humanitäre Fragen vorschreibt, keine Rede sein. In den drei Jahren seit dem Abschluß des Prager Vertrages am 11. Dezember 1973 wurden bisher in der Bundesrepublik Deutschland insgesamt 1625 Personen als Umsiedler registriert. 1974 waren es 387, 1975 dann 510 und in den drei ersten Dritteln des Jahres 1976 schließlich 728.

Wer das Ergebnis des Prager Vertrages an den Folgen des Briefwechsels über humanitäre Fragen mißt, kann daher nur von einer Bilanz der Kümernisse sprechen. Die Aussiedlerzahlen sind kleiner als vor dem Vertragsabschluß und kaum der Rede wert.

Die Bundesregierung sollte daher die bevorstehende Belgrader Konferenz über die Ergebnisse der KSZE benützen, um den tschechoslowakischen Vertragspartner daran zu erinnern, daß das Recht, den Wohnsitz über die Staatsgrenzen hinaus zu verändern, zu den Grundsätzen gehört, die die

Konventionen über die Menschenrechte festlegen und daß das Begehren der Aussiedlungswilligen von der CSSR auch ohne vertragliche Verpflichtung zu erfüllen wäre."

SUDETENDEUTSCHER TAG IN WIEN

Abschließend wies Dr. Becher darauf hin, daß die SL-Bundesversammlung die Einladung der österreichischen SL angenommen hat, den 28. Sudetendeutschen Tag zu Pfingsten 1977 (27.–30. Mai) in Wien abzuhalten: „Wir werden Gäste der Sudetendeutschen Landsmannschaft Österreichs sein und wollen uns bemühen, diese Begegnung nach dem Treffen des Jahres 1959 zu einem zweiten großen Erlebnis werden zu lassen.

Der Sudetendeutsche Tag in Wien 1977 soll dem Bekenntnis zum Frieden im Zeichen der übernationalen Begegnung freier Völker und Volksgruppen dienen. Er wird daher mehr sein als unser großes sudetendeutsches Familienfest.

Der Bundesvorstand hat mich beauftragt, einen Aufruf zur Mithilfe für unsere in Österreich wirkenden Landsleute zu erlassen. Ich kündigte daraufhin die Errichtung eines Sonderkontos „Wien-Hilfe 1977“ an. Ich darf alle unsere Mitglieder bitten, mehr als nur das Entgelt für ein Abzeichen zu opfern!

Unser Sinnen und Trachten, unser altherwähltes Vermögen, mit geringen Mitteln Tage zu gestalten, die die Welt beachtet, wird uns in den nächsten fünf Monaten mehr als sonst zusammenführen. Das ist ein guter Ausblick auf das kommende Jahr."

Kurz erzählt

Personales

Die Sudetendeutsche Landsmannschaft hat als neue Auszeichnung die „Ritter-von-Gerstner-Medaille“ geschaffen. Gerstner, geb. 1756 in Komotau, war ein bedeutender Wegbereiter technischen Fortschritts. Er konzipierte u. a. den ersten Schienenweg in Europa, auf dem dann zwischen Budweis und Linz die erste Pferdebahn eingesetzt wurde. Auch war er Begründer der deutschen Technischen Hochschule zu Prag. Die SL verlieh die Medaille an Dr. Hermann Brosig (70), Kurarzt in Oberstaußen/Allgäu, der die Schroth-Kuren aus seiner Heimat Niederlindewiese/Freiwaldau in die Bundesrepublik verpflanzt hat; weiters an den 1919 in Prag geborenen Prof. Dr. Heinrich Mandel, Vorstandsmitglied der Rheinisch-Westfälischen E-Werke, Ehrendoktor der Technischen Hochschule München; und schließlich an Dr. h. c. Ferd. Porsche, als Sohn des VW-Schöpfers 1909 in Stuttgart-Zuffenhausen geboren, wo er heute die Spitzenleistung der „Porsche-Wagen“ mit 3000 Mitarbeitern herstellt. Bei Kriegsende waren Vater, Sohn und Schwiegersohn von den Franzosen gefangengesetzt worden. Im Juli 1946 kam Ferry Porsche als einziger frei und mußte, um die geforderte Summe von 1 Million Francs für die Freilassung von Vater und Schwager hinterlegen zu können, den Auftrag einer italienischen Firma, für sie einen Rennwagen zu konstruieren, annehmen. Als Vater Porsche die Neuschöpfung beurteilte, meinte er: „Keine Schraube hätte ich anders gemacht!“ Noch während der Internierung seines Vaters hatte Ferry Porsche einen schnellen, eleganten Reisewagen entwickelt, und er entschloß sich auf Drängen seiner Mitarbeiter zur Reihenfertigung. Als sein Vater am 30. Januar 1951 starb, konnte er gewiß sein, daß Qualitätsfahrzeuge den Namen „Porsche“ in alle Welt tragen würden.

☆

Dr. Rudolf Jahn aus Asch, jetzt in Bühl-Weitenung/Baden, Uferstr. 27, erhielt aus der Hand des SL-Sprechers Dr. Walter Becher während eines Festabends des Witikobundes in Bad Kissingen am 16. Oktober die Adalbert-Stifter-Medaille. Sie ist das ältere Gegenstück zur vorerwähnten Ritter-von-Gerstner-Medaille und wird für verdienende Wirken in der sudetendeutschen Geistesgeschichte verliehen. Rudolf Jahn, der im heurigen April sein 65. Lebensjahr vollendete, erhielt die Auszeichnung für seine Verdienste um die sudetendeutsche Turnbewegung vor und nach dem Kriege, wobei Dr. Becher besonders auf die von Jahn verfaßte Turngeschichte „Sudetendeutsches Turnertum“ verwies, durch die „eine der bedeutendsten Säulen unserer Volksgruppe in ihrem Selbstbehauptungskampf die ihr zustehende Würdigung erfahren hat“. Dr. Jahn hat für das in Kürze herauskommende Ascher Heimatbuch ebenfalls einen turngeschichtlichen Beitrag geschrieben. Das Kapitel „Die Turnerstadt Asch“ behandelt die vorrangige Stellung, die das Turnwesen in Stadt und Land Asch einnahm.

☆

Der 1911 in Joachimsthal geborene akad. Maler Maximilian Hüttisch war 1940 vorübergehend Kunsterzieher auch am Ascher Gymnasium. Der aus der Porzellanmaler-Branche hervorgegangene Künstler hat für seine vom Impressionismus bis zum Surrealismus reichenden Arbeiten zahlreiche Preise erhalten. Am 19. November wurde im Haus des Deutschen Ostens zu München eine Ausstellung seiner Bilder eröffnet; sie wird bis 30. April 77 dort zu sehen sein. Zu der Eröffnung hatten sich auch einige Ascher eingefunden. Im nächsten Jahr wird die Ausstellung von Juli bis Oktober im Egerlandhaus zu Marktredwitz wiederholt werden.

☆

Der 1904 in Grün b. Asch geborene Emil Hülf, über den der Rundbrief bereits wiederholt berichtete, stellt derzeit Ölbilder und Aquarelle in der Hermann-Metzger-Galerie in Stuttgart-Bad Cannstatt, Brückenstraße 27, aus. Man kann sie bis zum 8. Jänner besichtigen. Öffnungszeiten bei der Galerie-Verwaltung, Ruf (0711) 55 44 58. Emil Hülf lebt seit 1949 als freischaffender Künstler in Stuttgart.

☆

Otto Zerlik, der in Uittwa bei Tepl geborene Ur-Egerländer, ist vielen Aschern bekannt. Er sprach zweimal auf Ascher Großtreffen zu heimatkundlichen Themen, er ist seit 25 Jahren der Gestalter des Egerlandjahrbuchs, er ist feinsinniger Mundart-Lyriker und er war lange Jahre Schriftleiter der Karlsbader Heimatzeitung. Als Heimatkundler sorgte er u. a. für die Zusammenstellung und Herausgabe des Heimatbuchs „Karlsbader Landschaft“. Er ist Träger des Sudetendeutschen Volkstumspreises. Otto Zerlik wird in Geislingen/Steige am 4. Jänner 1977 siebzig Jahre alt. Hier ein weises Bekenntnis aus seiner Feder: Woi d' Zeit föllt, soll ma's haltn, schau nea, es wiard scho gäh. Ma soll niat wegahn Altan an Neua widastäh. 's Alt is niat völla schickle, 's Neu is niat völla gout. Zfrie(d)n is no dea und glückle, dear 's Besta wüll und tout.

☆

Über erfolgreichen Ascher Nachwuchs berichtet uns August Bräutigam: Dem gebürtigen Neuberger Willi Bauer (45) wurde in Aresing, einer großen Nachbargemeinde von Schrobenuhausen, das Amt des Feuerwehrkommandanten übertragen. Er löste darin den amtierenden Bürgermeister ab, der der Feuerwehr zwanzig Jahre lang vorstand.

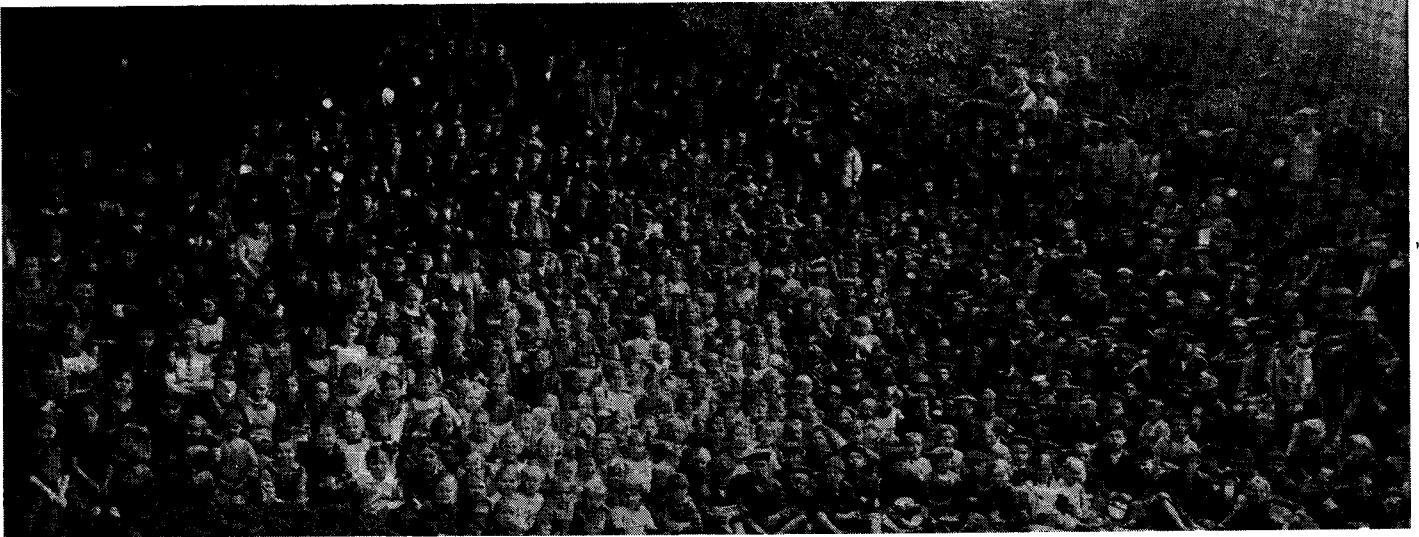
Uta Ruf geb. Gangl, Tochter des 1973 zusammen mit drei Arbeitskameraden tödlich verunglückten Anton Gangl aus Asch/Steinpöhl, die bei der Vertreibung erst zwei Jahre alt war, und der 44jährige Rudolf Baumgärtel, Sohn des einstigen Heizers in der Ascher Gasanstalt, wurden in den Vorstand der evangelischen Kirchengemeinde Schrobenuhausen gewählt. Mit 196 Stimmen lag dabei Frau Ruf an erster Stelle. Sie ist beruflich Lohnbrecherin bei einer 1000 Beschäftigte zählenden Tiefbaufirma, Rudolf Baumgärtel Bautechniker bei der Stadt. Uta Ruf wird in ihrem Ehrenamte Karteführerin und Kirchenrechnerin sein. (Unser Gewährsmann August Bräutigam gehörte dem Kirchenvorstand 27 Jahre hindurch an; während der letzten Jahre dieser seiner Amtstätigkeit war er Kirchensprecher.)

Helmut Klauert:

Ascher Hütte hatte Vorgängerin

In Ergänzung meines Beitrages „Einweihung der Ascher Hütte vor 80 Jahren“ (RB Folge 7, Seite 77) ist aus der älteren Alpenvereinsliteratur festzustellen, daß die 1896 eingeweihte „Ascher Hütte“ eine offene Unterstandshütte als Vorgängerin hatte. Diese als „Kübelgrundhütte“ bezeichnete Kleinherberge errichtete die Sektion Asch des Alpenvereins 1892 mit einem Kostenaufwand von 200 Gulden vermutlich auf jenem Grund, auf dem 1895 der Bau der „Ascher Hütte“ begann. Die auf 2300 m Höhe gelegene „Kübelgrundhütte“ war aus Stein erbaut und bot in einem Raum einen Herd und Lagerstätten für sechs bis sieben Personen. Dieses erste alpine Standquartier in der Samnaungruppe nahm 1892 fünfzehn und 1893 fünfundzwanzig Personen auf.

Als zweite Bergunterkunft des Samnauns ist die am 20. 7. 1893 eingeweihte „Schönjochlhütte“ am Gipfel des 2480 m hohen



Schönjöchl bei Obladis/Oberinntal überliefert.

Die dritte Hütte im Samnau war das „Kompardell-Haus“ der Sektion Rheinland-Köln oberhalb des Fremdenverkehrsortes Serfaus. Im Jahre 1929 entstand sie als Skiunterkunftshaus, aus dem sich später das „Kölner Haus“ entwickelte. Die gleiche Sektion sorgte für den Bau der vierten Samnauhütte des Alpenvereins am Hexensee. Die „Hexenhütte“ war heuer das erste Mal im Sommer durchgehend bewirtschaftet.

Zu der am 28. 6. 1878 erfolgten Gründung der Sektion Asch des Deutschen und Österr. Alpenvereins ist noch zu sagen, daß die Sektion Asch die erste Tochter-Sektion der großen und aktiven Sektion Prag des DAV ist. Letztere besteht seit 1869. Aus der Prager Sektion gingen auch weitere sudetendeutsche Sektionen hervor, z.B. Teplitz-Nordböhmen 1886, Warnsdorf 1887, Haida 1887 und Reichenberg 1893.

Von 1878 bis 1903 hatten die sehr aktiven Ascher Bergsteiger ein beträchtliches Beitrags- und Spendenaufkommen. Die Ausgaben verteilten sich wie folgt:

| | |
|---|-------------|
| Für Wege- und Hüttenbau | 2040 Mark |
| Für Führerwesen und Führerunterstützungskasse | 180 Mark |
| Unterstützungen bei Unfällen und Hochwasserkatastrophen | 2820 Mark |
| Kapital Vereinshaus auf dem Hainberg bei Asch (erbaut 1884 mit 4150 Gulden) | 11200 Mark. |

Im gleichen Zeitraum nahm die Sektion Asch keine Subventionen des Hauptvereins an.

Zur Bebilderung der Sektionsgeschichte wäre ein Bild der „Kübelgrundhütte“ wünschenswert. Ob sich nach so langer Zeit noch eine Zeichnung oder gar eine Fotografie findet?

Die WIRTSCHAFTSSORGEN DER ČSSR

Das kommunistische Regime der Tschechoslowakei zieht die Zügel wieder fester an. Was heute dort – wie übrigens auch in den meisten anderen Ostblockstaaten – geschieht, erinnert an die fünfziger Jahre, als der Stalinismus in Blüte stand.

Der Grund ist in erster Linie in der wirtschaftlichen Lage der Tschechoslowakei zu suchen. Die Mißernten des vorigen und dieses Jahres haben die Ernährungslage in der Tschechoslowakei bedeutend verschärft. Die kommunistische Führung hat sich damit begnügt, den Landwirtschaftsminister und den für Wirtschaftsfragen zuständigen stellvertretenden Ministerpräsidenten wie auch den slowakischen Landwirtschaftsminister ihrer Ämter zu entheben. Damit aber ist das Problem nicht gelöst. Die entscheidende Frage lautet, ob es der Regierung gelingt, Nahrungsmittel im Westen zu besorgen, da ja die Sowjet-

DIE SUPPENKINDER

An sich könnte man mit einem so vergilbten Foto ja gar keinen Staat machen. Aber der Einsender, Lm. Alfred Popp in Obernau/Main (daheim: Johannesgasse 20) wußte, warum er es dem Rundbrief einsandte. Es ist ein Zeitdokument. Der vielhundertköpfige Haufen waren lauter „Suppenkinder“. Als im Ersten Weltkrieg die Lebensmittel knapp wurden, als sich Hunger in viele Familien einschlich, da gab es für die Ascher Schulkinder Suppe aus der „Kriegsküche“. Im Hinterhof der Stein-schule stellten sich die „Suppenkinder“ dieser Schule dem Fotografen zu einer Massenaufnahme. Es sind die Jahrgänge etwa von 1904 bis 1911 vom Stein, aus der Neu-er Welt und vom Niklas. Die Bildqualität ist schlecht; eben typische Kriegsware. Aber es hat sich erhalten bis heute. Und darum sei es hier als Rarität, als Kuriosum, als Dokument festgehalten. (Der Einsender Lm. Popp hat sich übrigens selbst darauf noch erkannt. Ob es sonst noch jemandem gelingt?)

Aufn. Emil Wunderlich

union und die anderen Ostblockländer vor derselben Situation stehen. Da aber die tschechoslowakische Industrie, vor dem Zweiten Weltkrieg eine der höchstentwickelten in Europa, nicht in der Lage ist, ihre Produkte in genügender Anzahl und in ausreichender Qualität nach dem Westen zu exportieren, wächst die Verschuldung bei den „kapitalistischen“ Staaten immer mehr. Die Regierung muß sich daher um weitere Kredite bemühen, um zu verhindern, daß die Ernährungslage zusammenbricht. Der kürzlich von einem Bankenkonsortium der Bundesrepublik Deutschland zugesagte Kredit über 480 Millionen DM ist zweckgebunden und darf für den Ankauf von Lebensmitteln nicht verwendet werden. Der Kartoffelpreis ist auch in der ČSSR innerhalb einer Woche um mehr als hundert Prozent gestiegen. Schuld an dieser Preissteigerung ist die Knappheit an Kartoffeln. Es sei daran erinnert, daß während der ersten Tschechoslowakischen Republik wegen des riesigen Überflusses an Kartoffeln durch Gesetz angeordnet werden mußte, den aus Kartoffeln gewonnenen Alkohol dem Benzin für Kraftfahrzeuge beizumischen.

Die katastrophale Versorgungslage zwang die ČSSR 85 000 t Weizen und 50 000 t Mais in den USA zu kaufen. Die Einfuhren werden vor der Bevölkerung geheimgehalten. – In Prag verlautete, daß in West-, Nord- und Südböhmen nur knapp 50% der erwarteten Ernte eingebracht werden konnten. Noch schlimmer steht es fast in der gesamten ČSSR mit den Futtermitteln.

Gedenkfeier für Wenzel Jaksch

Der Bund der Vertriebenen und die Sudetendeutsche Landsmannschaft haben am 28. November im Kurhaus in Wiesbaden eine Gedenkfeier für den vor zehn Jahren tödlich verunglückten SPD-Bundestagsabgeordneten und BdV-Präsidenten Dr. h. c. Wenzel Jaksch veranstaltet. Als einen großen Europäer bezeichnete der hessische BdV-Landesvorsitzende Rudolf Wollner den Verstorbenen. Wenzel Jaksch habe als Politiker und BdV-Präsident geistige Grundlagen für die künftige Entwicklung Europas geschaffen. Der Präsident der Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Dr. Franz Ohmann, nannte Jaksch einen Vorreiter für die Einigung Europas. Die eigentliche Gedenksprache hielt Professor Dr. Friedrich Prinz. Er hob hervor, Wenzel Jaksch habe den leidenschaftlichen Kampf um die Rechte aller Menschen in Europa und der Welt nicht gescheut. Wenn man heute – zehn Jahre nach seinem tragischen Tod – auf die Ergebnisse und Auswirkungen seiner Politik Rückschau halte, so dürfe man feststellen, Wenzel Jaksch habe gerade auch der neuen Politiker-Generation dieses Landes die Verpflichtung auferlegt, weiter an der Erhaltung von Frieden und Freiheit sowie dem Zusammenschluß Europas zu arbeiten. Europa habe für Wenzel Jaksch mehr bedeutet als eine politische Notwendigkeit. Auch die humanitäre Seite sei bei ihm immer wieder deutlich geworden.

Vom Landschaftsrat Egerland

Auf der Tagung des Landschaftsrates Egerland am 6./7. Nov. d. J. in München wurde der bisherige Landschaftsbetreuer Dipl.-Ing. Albert K. Simon (Asch), Leiter des Hauses des Deutschen Ostens, einstimmig wiedergewählt.

In seinem Hauptreferat führte Simon aus, daß es mit Rücksicht auf die vor uns liegenden nächsten Jahre, zunächst bis 1980 gelte, die notwendigen Schritte zu einer noch näheren Zusammenarbeit des Bundes der Eghalanda Gmoin und des Landschaftsrates Egerland zu tun. Der Bundesvorsteher-Stellvertreter des BdEG Seff Heil (Falkenau) gab nach einer geschichtlichen Rück- und Leistungsschau der Gmoin und Egerland-Jugend seinen Willen und die Bereitschaft des BdEG zu einem engeren Miteinander kund. Bundeskulturwart Albert Reich (Falkenau) ergänzte Heils Ausführungen aus seinem Aufgabenbereich und betonte besonders die vor zwei Jahren begonnene Tätigkeit mit den aus dem Egerland stammenden Schriftstellern, Künstlern, Musikern, Wissenschaftlern usw.

Nach einem gemeinsamen Abendessen sprach der Präsident des Oberpfälzer Kul-

turbundes, Reg.-Direktor Dr. *Gillitzer*, der sehr angetan von seiner Kindheit in Eger erzählte, über den Nordgautag aus geschichtlicher Sicht, und was es künftig bedeuten könnte. Der Sonntagvormittag blieb MdB Dr. Fritz *Wittmann* (Plan-Weseritz) in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Sudetendeutschen Stiftung und Dr. *Helmut Ganßmüller* (Asch/Stuttgart), Geschäftsführer der Rudolf-Lodgman-Stiftung vorbehalten. Dr. *Wittmann* erörterte in stichwortartigen Anmerkungen sehr sachlich Gesamt- und Teilproblematik der Sudetendeutschen Stiftung, Dr. *Ganßmüller* nahm zu Fragen der Heimatpresse Stellung.

Die „kulturlosen“ Siebenbürger Sachsen

Folgender Auszug entstammt einer Rede des rumänischen Ministerpräsidenten Ceausescu, die im „Neuen Weg“, der in Bukarest erscheinenden deutschsprachigen Zeitung, veröffentlicht wurde: „Wir müssen es offen sagen, daß in diesen Gebieten vorhandene Zivilisationen auch den Wandervölkern ihren Stempel aufgedrückt haben. Es ist eine bekannte Tatsache, daß diese Völker keine höhere Zivilisation gebracht, sondern im Gegenteil hier eine fortgeschrittene Zivilisation vorgefunden haben, die sie sich aneigneten“.

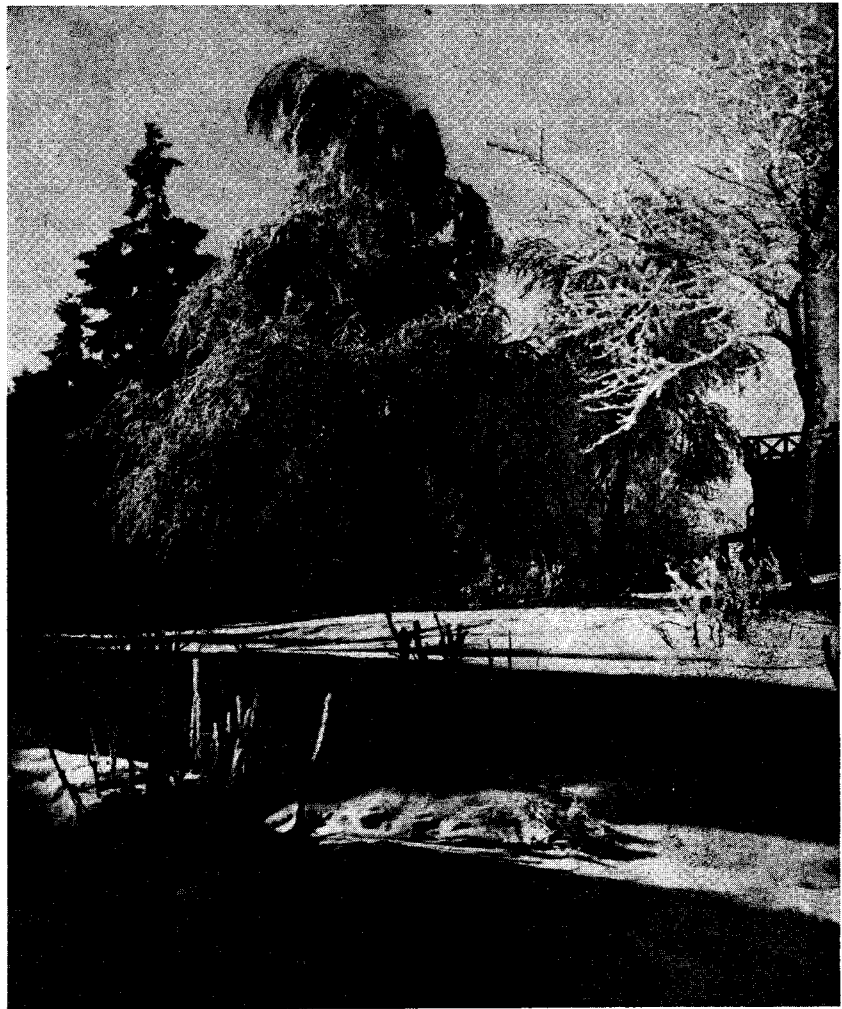
Unter „Wandervölkern“ versteht Ceausescu nicht etwa Zigeuner oder sonstige Nomaden, sondern in diesem besonderen Falle die Deutschen in Rumänien, die Siebenbürgen zu einer blühenden Kulturlandschaft machten. Dafür müssen sie sich nun als Zivilisations-Schmarotzer beschimpfen lassen.

Ungarn wurde ungastlich

Westliche Touristen sind in diesem Jahr in Ungarn „regelrecht ausgenommen“ worden. Angesehene ungarische Zeitungen haben darüber mit Überschriften wie „Der Westen wurde ausgeraubt“ oder „Gäste aus dem Westen gründlich abgeschreckt“ berichtet und die Befürchtung geäußert, daß dies unliebsame Folgen haben dürfte: Die hohen Preise und „unredliche Manipulationen“ hätten einem Großteil der Gäste die Lust, noch einmal nach Ungarn zu kommen, gründlich verderben. Die Wochenzeitung „Elet Es Irodalom“ erklärte, daß man die Besucher aus dem Westen in diesem Jahr als „Milchkühe und geldspendende Automaten“ behandelt habe. Diesen Besuchern sei das Lächeln endgültig vergangen. „Der Tourist ist zu einem Trinkgeldgeber degradiert worden. Früher war es üblich, einem dienstfertigen Kellner, einem geduldrigen Taxifahrer oder einem Friseur ein Trinkgeld zu geben, der einen während des Haarschneidens mit einem intelligenten Gespräch zu unterhalten verstand. Heute muß ein Tourist eine Mafia bezahlen, nur um das Minimum dessen zu erhalten, was ihm nach den offiziellen Preisen zusteht“.

Die Vertriebenen-Verwaltung in Stuttgart

Nach Auflösung der Hauptabteilung für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte im Innenministerium Baden-Württemberg werden die bisherigen verwaltungsmäßigen Zuständigkeiten von den Abteilungen Eingliederung und Lastenausgleich, die politischen Aufgaben von dem Landesbeauftragten für Vertriebene, Flüchtlinge, Spätaussiedler und Kriegsgeschädigter umgeminert übernommen. Der Landesbeauftragte hat gegenüber den beiden Abteilungsleitern Weisungsbefugnis, jedoch im Landeskabinett keine Stimme, sondern nur das Teilnahmerecht bei Behandlungen von Fragen seines Aufgabengebietes. Er werde, wie vor ihm der Staatssekretär, der Koordinator der Landesvertriebenenverwaltung bleiben.



Rauhreif am Lerchenpöhl-Gipfel

Erich Müller

Wieder Vier-Milliarden-Budget des Ausgleichsfonds

Auf einer Sitzung am 29. November in Bonn hat sich der Kontrollausschuß beim Bundesausgleichsamt eingehend mit dem Stand des Lastenausgleichs, der Entwicklung der Einnahmen und Ausgaben des Ausgleichsfonds, der Gesamtbilanz und der Härterege lung des Lastenausgleichs befaßt. Dem von dem Präsidenten des Bundesausgleichsamtes vorgelegten Entwurf des Wirtschafts- und Finanzplans des Ausgleichsfonds für das Haushaltsjahr 1977, dessen Einnahmen und Ausgaben mit 4 373 Mrd. DM festgelegt wurden, stimmte der Kontrollausschuß einstimmig zu. Die Gesamtschätzung der Einnahmen und Ausgaben des Ausgleichsfonds zeigt, daß nach der mittelfristigen finanziellen Vorschau auch in den nächsten Jahren jeweils rund 4 Milliarden DM jährlich aus Mitteln des Fonds auszugeben sein werden. Die veraltungsmäßige Belastung, die zwangsläufig mit diesem Leistungsvolumen verbunden sein wird, setzt daher bis in die achtziger Jahre hinein die Aufrechterhaltung einer quantitativen und qualitativen ausreichenden Ausgleichsverwaltung voraus.

Fristablauf für die Eingliederung vertriebener Landwirte

Mit dem Ende vergangenen Jahres in Kraft getretenen Haushaltsstrukturgesetz sind für die Eingliederung heimatvertriebener Landwirte sowie für Spätaussiedler Antragsfristen festgelegt worden, deren Beachtung für die Betroffenen von weittragender Bedeutung ist. Erstmalige Anträge auf Gewährung von zinsgünstigen Förderungsmitteln nach dem Bundesvertriebenengesetz – Tit. Landwirtschaft – zur Ein-

gliederung auf Vollerwerbs- und Nebenerwerbsstellen können von Personen, die sich bereits länger als fünf Jahre im Bundesgebiet aufhalten, nur bis zum 31. 12. 1976 gestellt werden. – Für Anträge auf Nachfinanzierung von Vollerwerbsbetrieben, die von Vertriebenen und Flüchtlingen bewirtschaftet werden, können noch bis zum 31. 12. 1980 Mittel bereitgestellt werden. – Anträge, die der zuständigen Siedlungsbehörde – Amt für Agrarordnung bzw. Agrarstruktur, Kulturamt, Landwirtschaftsamt – nicht bis zu den genannten Terminen vorgelegt werden, können nicht mehr berücksichtigt werden. Weitere Auskünfte hierzu werden auch von den Ausgleichsämtern erteilt werden.

Aussiedler erhalten Urkunden mit deutschen Namen

Der Bundesminister des Innern hat „Richtlinien für die Prüfung der Staatsangehörigkeit und Namensführung der Aussiedler“ herausgegeben, denen alle Bundesländer zugestimmt haben. Sie sollen helfen, die Aussiedler möglichst rasch mit deutschen Personalpapieren zu versorgen, um ihre Eingliederung zu fördern. Damit wurde ein jahrzehntelanger Streit beendet, der sich mit den Fragen der deutschen Staatsangehörigkeit, der deutschen Volkszugehörigkeit und der Namensführung von Deutschen und deren Geburtsorten befaßte. In klarer Form besagen die Richtlinien, daß Urkunden, die auf Grund von Eintragungen in nach deutschem Recht geführten Personenstandsbüchern, kirchlichen oder anderen beweiskräftigen Unterlagen ausgestellt werden, den Vorrang vor ausländischen Urkunden haben. Deutsche Namen, die nach 1945 von einem fremden

Staat romanisiert oder slawisiert wurden, sind in der ursprünglichen deutschen Form einzutragen.

Kohlengruben bei Eger?

Nach dem neuesten Wirtschaftsplan der CSSR soll das Falkenauer Kohlenrevier pro Jahr 19 Mill. t Braunkohle liefern. Als während der Zugehörigkeit des Sudetenlandes zum Reich dieses Revier 4 Mill. Tonnen förderte, sprachen nach 1945 die Tschechen von Ausbeutung. Das mit Falkenauer Kohle arbeitende E-Werk Prösau erzeugt jährlich allein rund 1200 MW elektrischen Strom und versorgt damit ein riesiges Gebiet in ganz Böhmen. Gab es 1945 noch 35 Kohlengruben zwischen Eger und Karlsbad, so sind seit Jahren große Tagebaue an ihre Stelle getreten. Um das Jahr 2000 sind die Kohlenflöze infolge des rasanten Fördervolumens erschöpft. Man will daher in Kürze die Vorkommen bei Eger aufbereiten, doch stößt man auf Schwierigkeiten, die mit den Heilquellen von Franzensbad zusammenhängen. Die Entscheidung über neue Abbaustellen in diesem Raum liegen beim staatlichen Geologischen Amt, dessen Studien noch nicht abgeschlossen sind. Schon vor Jahren hat ein Projekt Schaben bei Maria Kulm viel Staub aufgewirbelt, doch die westböhmisches Bäderverwaltungen konnten damals die Kohlenindustrie in die Schranken weisen.

✱

Mit einem Gesamtaufwand von anderthalb Milliarden Tschechenkronen wird die Bahnstrecke Chodau-Falkenau verlegt. Die Arbeiten begannen bereits 1973, gehen aber so langsam voran, daß bis zur endgültigen Fertigstellung mit Mai 1980 gerechnet wird. Der erste Teilabschnitt Chodau-Neusattl mit einer Länge von 4 km soll 1977 fertig sein. Durch die Verlegung werden über 200 Millionen Tonnen Kohle im Falkenauer Ostrevier abbaufähig. Bis jetzt ist dieser Tagebau durch die alte Streckenführung blockiert.

✱

Heribert Panster (55), der aus Kirchberg bei Graslitz stammende Vorsitzende des Kulturverbandes tschechoslowakischer Bürger deutscher Nationalität, wurde als KPC-Vertreter am 23. Oktober in seinem Wahlkreis Falkenau wieder zum Abgeordneten der Nationalversammlung, d. i. des gesamtstaatlichen Prager Parlaments, gewählt. Mitglied der böhmischen Volkskammer ist er ebenfalls. In der „Prager Volkszeitung“, deren Chefredakteur er ist, erklärte er zu seiner Wiederwahl: „Es ist auch in Zukunft mein Ziel, den Kulturverband und unsere Bürger deutscher Nationalität im höchsten Gremium der nationalen Front, deren Mitglied unser Kulturverband ist, gut zu vertreten und die Vertrauensbasis, die durch unsere Arbeit entstanden ist, weiter auszubauen. Sie wird auch weiterhin eine klare Aussage zur Völkerverständigung, zum proletarischen Internationalismus, zum Sozialismus, gegen Nationalismus und Revanchismus, für unsere gemeinsame sozialistische Heimat, beinhalten.“ Für soviel „Loyalität“ gab es ein Geburtstagsgeschenk: Den „Orden der Arbeit“, eine der höchsten Auszeichnungen der CSSR.

✱

„Da bähmische Wind“ macht seit Wochen den Grenzwohnern von Selb bis nach Arzberg zu schaffen. Es stinkt herüber, wenn der Wind von Osten weht. In der örtlichen Presse wurde und wird immer noch darüber gerätselt, von wo der Gestank seinen Ausgang haben könnte. Man ist nun, nachdem sich mehrere Quellen diesseits der Grenze als „unschuldig“ erwiesen haben, ziemlich einhellig der

An alle Mitglieder, Gönner und Spender des Heimatverbandes!

Auch in diesem Jahre ist es mir ein besonderes Anliegen, Ihnen allen, die Sie auch im Jahre 1976 unserem Heimatverband Asch e. V. die Treue hielten,

**ein gesegnetes, friedvolles und besinnliches Weihnachtsfest
sowie ein erfolgreiches und gesundes Neues Jahr**

zu wünschen.

An dieser Stelle spreche ich Ihnen aber auch meinen besonderen Dank für Ihre stete Treue, Ihre Förderung und Unterstützung aus. Nicht zuletzt gebührt mein herzlichster Dank all jenen, die durch ihren persönlichen Einsatz für die Erhaltung unserer Gemeinschaft Sorge trugen und wertvolle Verbandsarbeit leisteten.

Bitte, lassen Sie auch in der Zukunft unserem Heimatverband Asch e. V. Ihre Hilfe angedeihen, sorgen auch Sie dafür, daß die Erinnerung an unsere Heimat nicht verblaßt und das bisher Geschaffene erhalten bleibt.

In alter Verbundenheit sende ich Ihnen weihnachtliche und heimatliche Grüße, die selbstverständlich auch all Ihren Angehörigen gelten.

Herzlichst

Ihr

A. Lohmann

Vorsitzender

8059 Hörlikofen, im Dezember 1976

✱

✱

Ihren treuen Mitgliedern im Inland und Ausland, sowie allen Ascher Landsleuten wünscht unbeschwerte Weihnachtstage und ein glückliches 1977

Sektion Asch des Deutschen Alpenvereins

Herzlichen Dank allen, die uns im vergangenen Jahr hilfreich zur Seite standen und dadurch den Erweiterungsbau der Ascher Hütte ermöglicht haben.

✱

✱

Frohe Weihnachten und ein gutes Neujahr wünschen den Sektionsmitgliedern und allen Aschern die **Wirtsleute der Ascher Hütte**. Besucht die Ascher Hütte und macht Urlaub in der Pension Juen, A-6553 See/Paznauntal, Tirol. Tel. 0043 / 0 54 41 / 2 33.

Meinung, daß „drüben“ etwas so fürchterlich stinken müsse. Aber was, das hat man bis jetzt nicht rausgekriegt.

✱

Deutsche Aussiedler aus den Oder-Neiße-Gebieten und aus den anderen osteuropäischen Staaten sind in der Bundesrepublik Deutschland als Arbeitskräfte sehr geschätzt, vor allem wenn sie über gute deutsche Sprachkenntnisse verfügen. Darauf wurde in Nürnberg bei der Bundesanstalt für Arbeit anlässlich eines Besuches der Aussiedler-Kommission der CDU/CSU-Bundestagsfraktion hingewiesen. 50% der Aussiedler stehen im Berufsleben, ein nicht unerheblicher Teil von ihnen hat den Wunsch, einen Berufswechsel vorzunehmen. Wie der Leiter der Kommission, Dr. Herbert Hupka MdB, nach der Besichtigung der Nürnberger Durchgangsstelle für Aussiedler erklärte, soll die Einführung eines 10. Schuljahres für Aussiedlerkinder geprüft werden. Staatssekretär Dr. Vorndran vom bayerischen Arbeitsministerium sagte, es werde erwogen, künftig ganze Aussiedler-Familien an den Sprachschulungen teilnehmen zu lassen.

Weihnachtliches Priesterwort

Prälat Dr. Karl Reiß, Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für die katholische Seelsorge der sudetendeutschen Heimatvertriebenen, hat nachstehendes weihnachtliches Wort geschrieben:

In den kommenden Weihnachtstagen richten sich die Blicke vieler Menschen,

gläubiger und ungläubiger, wieder auf die kleine Stadt im jüdischen Bergland, wo der Heiland der Welt geboren wurde. In den Texten der Weihnachtsevangelien ist für uns Trostvolles ausgesagt. Der Heiland der Welt hat einen Geburtsort wie jedes Menschenkind. Er wird, wenn auch auf wunderbare Weise, von einer irdischen Mutter geboren. Zur Kleinheit von Bethlehem kommt die Niedrigkeit der Mutter und die Armut der Geburtsstätte. Aber dann kommt das ganz Neue der Botschaft: Er wird Sohn Gottes genannt werden, denn sein Ursprung liegt in der Vorzeit, in unvorordenlichen Zeiten, im Schoße des dreifaltigen Gottes. Bei solcher Botschaft ist unser Weihnachtsglaube gefordert.

Aber Weihnachten geht weiter. Von Feinden bedroht, flieht die Heilige Familie nach Ägypten und führt dort das Leben einer Fremdarbeiterfamilie. Nach Israel zurückgekehrt, nehmen sie Wohnung in Nazareth, ihrem Heimatort. Dort verlebte Jesus seine Kindheit, von der wir nur wissen, daß er zunahm an Alter, Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen und seinen Eltern untertan war. Dort galt er als Sohn des Zimmermanns Josef und lebte das Leben eines einfachen Handwerkers. Als er dann öffentlich auftrat, erlebte er, daß kein Prophet in seiner Heimat etwas gilt. Weil die Menschen in Kaper-naum am See Genezareth für seine Lehre aufgeschlossener waren, wählte er dort seine Bleibe. Er liebt auch Jerusalem, die Hauptstadt seines Volkes mit dem Heilig-

tum des Tempels, auch wenn er vor den Mauern dieser Stadt gekreuzigt wird.

Der menschengewordene Gottessohn hat uns also ein Beispiel gegeben, wie wir unsere Heimat und unser Volk lieben und als Aufgabe erkennen sollen. Dem widerspricht auch nicht, wenn er in seiner Predigt verkündet, daß wir hier keine bleibende Heimat haben, daß wir Pilger und Fremdlinge sind und daß der Himmel unsere unverlierbare Heimat ist. Unser Leben muß immer die doppelte Dimension der Weihnachtsbotschaft haben: Gottes Ehre und sein Reich, aber auch Friede und Versöhnung der Menschen, die Einheit untereinander und der Dienst an den Brüdern.

So sollt ihr in diesen weihnächtlichen Tagen gläubig vor die Krippe des göttlichen Kindes treten und staunen über das Wunder, daß Gottes Sohn Mensch geworden ist, damit wir Heimat haben in Gott. Und wenn dann deine Gedanken zurückgehen in die Tage der Kindheit, zum Ort, wo deine Heimat war, wenn du dich erinnerst an Weihnachten in notvoller Zeit des Krieges und der Flucht, und wenn in der neuen Heimat noch mancher Wunsch offen ist, dann höre auf die Stimme des Kindes in der Krippe, das dir sagt: Bruder, Schwester, ich habe es nicht besser gehabt als du.

Benno Tins:

Der Picco ist weg

Freitag, 26. November, zwei Tage vor dem Ersten Advent: Meine Frau hat einen eiligen Brief geschrieben, jetzt will sie ihn schnell noch zum nahen Postkastl bringen. Es ist achtzehn Uhr und also längst dunkel. Die Nacht will kalt und neblig werden. Also zieht sie den Wintermantel an. Merkt nicht, daß sich Picco, unser Wellensittich, auf ihre Schulter setzt, denn der Mantelstoff ist dick. Geht die Treppe hinunter, öffnet die Haustür. Ein dünner Schrei – war das nicht Picco?

✱

Picco ist weg. Hinausgeschwirrt in die unwirtliche Nacht mit ihren tausend Gefahren. In weitem Umkreis umsonst alles Suchen und Locken derer, die ihn kennen und gern haben.

Auch Ascher Landsleute kannten ihn und freuten sich an dem munteren, schönen und redegewandten kleinen Kerl mit seinen oft so schlagfertigen Bemerkungen. Freilich wußten wir, daß es Zufall war, wenn sie ins Schwarze trafen oder mit entwaffnender Frechheit eine Augenblick-Situation parodierten.

Einmal war eine Matura-Klasse vom Ascher Gymnasium in Feldmoching zu einem Treffen beisammen. Vierzehn von ihnen besuchten uns, freudig willkommen geheißen und nun eng beisammensitzend um unsere zwei niedrigen Wohnzimmer-Tische. Picco schaukelt über der Runde auf einem Kabel unserer Zimmerleuchte, äugt mit schrägem Köpfchen herunter und stellt fest: „Ach du liebe Zeit! Wer kommt denn da?“ (Er spricht nicht etwa schwer verständlich wie viele seiner Artgenossen, sondern so laut und deutlich, daß man es noch im Nebenzimmer verstehen kann.)

Ein andermal: Ein Ascher Gast, guter Freund des Hauses, sitzt am Tisch, Picco auf seiner Schulter, lustig drauflos schwadronierend. Der Gast: „Du bist ein Prachtkerl!“ Picco: „Du alter Aff!“ Für diese schreckliche Antwort habe ich mich entschuldigt; das sei nicht der normale Umgangston bei uns. Freilich haben wir ihn manchmal zärtlich so beschimpft; dabei hat ers halt aufgeschnappt.

Oder: Eine Ascherin, die eben einen herben Verlust erlitten hat, ist wegen einer Todesanzeige im Rundbrief zu mir gekommen. Das Gespräch geht um den Verstorbenen; er war auch mir ein guter Freund. Picco hört aufmerksam zu. Plötz-



Ascher Weihnachtskrippe: Figuren von Wilh. Roßbach, Bethlehem-Stall von Carl Tins

lich fängt er, viel früher als es sonst seine Art in Gegenwart von Fremden ist, zu plappern an. Redet sich immer weiter in sein Repertoire hinein, und das ist groß. (Wir haben einmal zusammengezählt und kamen auf hunderteinundzwanzig Wörter.) Redet, als wolle er ablenken. Und es gelingt ihm wirklich für ein Viertelstündchen. Noch heute, nach mehr als zwei Jahren, erkundigt sich die Besucherin von damals gelegentlich nach unserem Picco.

Schließlich noch dieses: Wir erzählen einem Besuch, Picco könne auch sagen, wo er wohnt. Der Gast lächelt ungläubig, frage aber den Vogel: „Wo wohnt der Picco?“ – und bekomme wie aus der Pistole geschossen zur Antwort: „In Feldmoching, Grashofstraße elf wohnt der Picco“. Freilich wissen wir, es war auch diesmal wieder nur reizender Zufall, daß gerade dieser Satz auf Piccos geheimnisvollem Tonband irgendwo im winzigen Hirn zum Abspulen fällig war.

Und nun ist er weg. Umsonst auch am nächsten Morgen das Suchen und Fragen in der ganzen weiten Nachbarschaft. Die Nacht hat ihn verschluckt. Er hat einen tödlichen Flug gewagt.

Der Gedanke an ihn tut weh in den nächsten Tagen. In der Wohnung ist still. Kein Gruß am Morgen wie sonst, wenn ich das Tuch von seinem Bauer nahm: „Grüß dich Gott, alter Freund, grüß dich Gott, Opa, wie gehts? Gehts gut? Dees is recht. Bleib gesund“. Keine ungeduldige Frage am Frühstückstisch: „Wo ist die Zeitung?“ (Er fragte es mit besonderem Nachdruck während des Setzerstreiks.) Niemand bittet mehr: „Bitte Brot, Brot is guut! Danke“.

Umsonst die Bremsen, die ich mir selbst ziehe. Ich weiß, daß es meiner Frau ebenso geht. Ein kleinwinziger Vogel, was ists denn schon? Um zwanzig Mark kann man sich einen neuen kaufen. In der Türkei frieren Zehntausende obdachloser Menschen in grimmigen Kälte-Nächten.

Erkenntnis: Ein Massenschicksal „hinten, weit in der Türkei“, berührt es uns weniger als dieses winzige Nichts eines Wellensittichs? Ich suche das ganze Goethe-Zitat in meinem „Faust“: „Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen, als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinander schlagen. Man steht am

Fenster, trinkt sein Gläschen aus, und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten. Dann kehrt man abends froh nach Haus und segnet Fried' und Friedenszeiten“.

Da habe ich nun meine Zitatkenntnisse aufgefrischt. Aber sonst schaute nichts dabei heraus. Weder trank ich ein Gläschen Wein, noch blieben meine Gedanken bei dem schrecklichen Geschehen in der Türkei. An der Rundbrief-Arbeit – die Weihnachtsnummer muß vorbereitet werden – stochere ich lustlos herum. Ob es Sünde ist, soviel Aufhebens um den kleinen Ausreißer zu machen? Ein unbestimmtes Schuldgefühl zwingt mich, den Picco-Komplex aus meinen Hirnwindungen zu verdrängen. Zwischen meiner Frau und mir ist das Thema tabu. „Das Häusle“ haben wir weggeräumt.

✱

Nun ists der vierte Tag seit seinem Verschwinden. Ich bin eine Stunde durch die Gegend gelaufen. Habe versucht, meine Gedanken zu ordnen, denn nun muß ich ja wirklich den Rundbrief in den Griff nehmen.

Meine Frau kommt mir unter der Tür entgegen; sie hat geweint. Ich will eben fragen, ob man das Körperchen wohl gefunden habe. Da zeigt sie in die Zimmerecke. Der Picco sitzt in seinem Bauer.

Eine Frau war da, sie wohnt einen Kilometer entfernt von uns. Fragt, ob bei uns ein Wellensittich ausgerissen sei. Und erzählt: „Einem Nachbarn setzte sich am Samstag vormittag ein erschöpfter Wellensittich auf die Schulter. Er brachte ihn zu uns in der Meinung, daß es der unsrige sei, der uns vor einigen Tagen weggeflogen war.“

Er war es nicht. Aber die Familie gewährte dem ausgefrorenen kleinen Kerl Kost und Logis, drei Tage lang. Dann wollten sie der Sache auf den Grund kommen. Denn immer wieder einmal sagte es der kleine Gast deutlich und laut: „Wo wohnt der Picco? In Feldmoching, Grashofstraße 11 wohnt der Picco“. Die Frau machte sich auf die Suche nach der angegebenen Adresse. Ein halbes Stündchen später war Picco wieder bei uns.

Und noch einmal ein Stündchen später hat er alles vergessen. „Ich bin ein lustiger Vogel!“ versichert er glaubhaft und setzt hinter dieses Bekenntnis wie gehabt den

lustigen Pfiff, fast eine kleine Melodie, die wir so lieben wie ihn selbst. Jetzt trinke ich nach Goethes Rezept doch ein Gläschen Wein.

Und nun sitze ich an der Schreibmaschine. Das erste, was ich hineinzutippen versuche, ist diese Geschichte; die Rundbrief-Arbeit macht mir wieder Freude.

So war das also: Da brennt ein kleines Mistvieh durch und setzt eine ganze große Sippe in Aufregung. Irrt sechzehn Stunden lang erst durch Nacht und Nebel und dann durch einen trüben November-Morgen. Entgeht mordgierigen Katzen und mißgünstigen Spatzen, die so gern auf bunte Exoten einhacken. Überquert verkehrsreiche Straßen, fliegt von Garten zu Garten, von Haus zu Haus, immer mit den rührenden Flügelschlägen, die nur Zimmerausmaße gewohnt sind. Und sagt dann, als er endlich Zuflucht bei guten Menschen findet, wo er daheim ist. Die spüren, daß es da eine besondere Bindung zwischen dem Vögelchen und den Leuten in der „Grashofstraße 11“ geben müsse und helfen dem Ausreißer zurück in sein Häuschen.

Wir haben ein glückhaftes vorweihnachtliches Wunder erlebt. Gibt das vielleicht nicht genug her für eine kleine Adventsgeschichte?

Heinrich Zillich:

Unser Krippenspiel

Das war in jenen Wochen und Monaten des Jahres 1945, als meine Verwandten es sich nicht länger verhehlen konnten: sie hatten Heimat und Habe endgültig verloren. Nun, ich war mit ihnen; ein Stück Zuhause aber war mir schon seit etlichen Jahren rings um den Starnberger See bei München zugewachsen. Ich trieb mich zwar monatelang tagsüber im Wald herum, um keinen Menschen zu erblicken, doch schlimmer als ich waren die Flüchtlinge dran. Sie klagten nicht, sie bewegten sich wie matte Fliegen, flatterten ein wenig und fielen wieder nieder. Mitunter hamsterte einer etwas in der Umgebung. Es wurde sorgfältig verteilt wie die Butter. Maria ging zu den Bauern und veräußerte mancherlei für Eier, Butter, Fett, Mehl und Kartoffeln. Sie erwies sich als die Zäheste und Mutigste von uns allen. Und sie kam auch, als Weihnachten nahte, auf den Gedanken, die Mattigkeit zu bekämpfen. Wenigstens ein kleiner Schimmer der Adventszeit sollte uns anstrahlen und die Flüchtlinge trösten.

Da war ein junger Bursch aus meiner Heimat in den Ort gekommen, ein Zeitungsschreiber ohne Posten, der sich als Leichenwagenkutscher forthalf, bis ihm die Pferde einmal durchgingen und er den Sarg verlor. Zu den in meinen Stuben Sitzenden gesellte er sich oft, im Gegensatz zu ihnen stets in fröhlicher Laune. Deshalb meinte Maria, der nette Windhund müsse dichten können und sie befahl ihm, ein Krippenspiel zu schreiben. Nach einer Woche hatte er es wahrhaft in ordentlichen Versen verfaßt, zum ersten- und letztmal in seinem Leben von dichterischer Eingebung begnadet. Maria, die Nahrung für zwanzig Menschen selbst einkaufte und zwanzig Menschen in Ordnung halten mußte, von früh bis spät, sie hatte plötzlich Zeit, Theaterleiterin und Regisseurin zu werden.

Nach Schauspielern zu fahnden, war ihr erspart. Sie brauchte bloß in die bei uns herumwimmelnden Kinder hineinzugreifen wie in ein Krautfeld, um die geeignetsten Köpfe herauszuziehen. Der junge Zeitungsschreiber wurde der Josef, mein ältester Sohn Evangelist, seine Schwester die Jungfrau Maria, die sie so innig spielte, daß keine ihrer Nachfolgerinnen ihr das

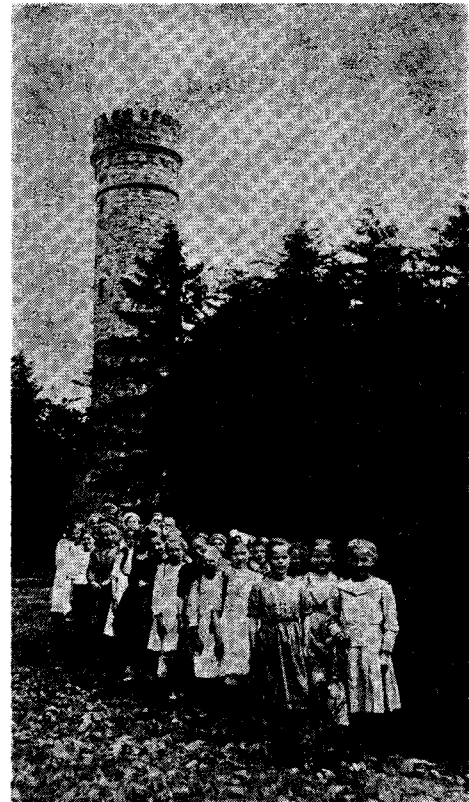
Wasser reichen konnte. Nichten und Nefen und mein zweiter Sohn wurden zu Hirten auf dem Felde, zu Engeln, zum Wirt, in dessen Stall das Kindlein in der Krippe lag, und zu Königen aus dem Morgenland, während mein dritter Sohn Till den Mohrenknaben machte, der einen dieser Weisen begleitete. Frank, mein jüngster Bub, war so klein, daß er nur das Jesuskindlein zu mimen vermochte; er vollbrachte das ganz ohne falsche Scham, denn als die Hirten ihm in Ermangelung eines Lämmchens einen Apfel überreichten, biß der noch nicht Zweijährige, der auf dem Schoß seiner Schwester etwas überaltert als Neugeburt lag, sofort hinein. Hunger plagte eben auch ihn.

Das Krippenspiel ging in unserem recht großen Speisezimmer vor hundert Gästen über die Bühne. Dicht gedrängt saßen wir auf Brettern, die wir auf Stühle gelegt hatten. Die Bühne stand erhöht auf einem kleinen Podest, der unter einem Mauerbogen den Raum abschließt. Die Kinder hatten Andeutungen von Kulissen angefertigt. Die Gewänder — nun, sie waren sehr schäbig, Soldatendecken, Bademäntel, Pelzmützen, Papierhauben und dergleichen, doch in den nächsten Jahren sollte das anders werden. Till, der vierjährige Mohrenknabe, der mit Ruß bemalt, in den Ohren Gardinenringe, auf dem Kopf einen Turban, unvergleichlich mohrenhaft wirkte, trug, eine Glocke schwingend, vor seinem König eine brennende Laterne einher, was ihn so begeisterte, daß er laut rief: „Seht, seht, ich habe eine Laterne!“ Es war die am meisten beklatschte Leistung des Abends, der im übrigen mit dem Lied von der Stillen Nacht abgeschlossen wurde und alle Zuschauer beglückte.

Sogar die Ortszeitung, der wackere „Land- und Seebote“, schilderte unser Krippenspiel, das im nächsten Jahr einige Umbesetzungen erfuhr, im dritten wieder, und so ging es fort, Jahr um Jahr. Aus Frank, dem Jesuskindlein, wurde ein Engel, dann ein Hirt, ein König, aus dem Morgenland und zuletzt der heilige Josef. Immer neue Kinder fanden Aufnahme im Ensemble. Rundum boten sich viele solcher Bublein und Mädchen an.

Meine Frau hatte das Spiel schreiben lassen, hatte es mühsam einstudiert und aufgeführt, um den geflohenen Verwandten zu helfen, damit sie über ihre Not hinwegschauten. Und tatsächlich, sie waren alle dagesessen, sehr gerührt, die eifrigen, verkleideten Kinder im Auge und wie diese verzaubert. Eine Insel voll Licht stieg vor ihnen aus einem Meer empor. Sie sahen, wie das flüchtige Paar Josef und Maria nur noch im Stall Obdach fand, wie auf Kind und Gottesmutter noch schlimmere Armut als auf ihnen lag, und sie sahen danach die Könige inmitten dieses Elends das ewige Licht erkennen und ehren. Obschon es vermessen wäre, sie mit den heimatlosen Heiligen zu vergleichen, ihren verwundeten Herzen half die Erkenntnis doch, daß das Los der Verfolgung ein uraltes, selbst dem Heiland bestimmtes Schicksal ist. Ebenso half es uns und den Gästen aus der Nachbarschaft, der biblischen Weihnacht in so kindlich reiner Darstellung zu begegnen; die finstere Gegenwart büßte für eine festliche Stunde ihre Macht ein. Ich will keine großen Worte machen, das aber darf gesagt sein, wir fühlten uns erhoben; und darum konnten wir das Spiel in späteren Jahren wiederholen, es behielt seit jenem ersten Mal die Kraft der Beseligung, und stets kamen die alten und neuen Gäste mit freudigen Gesichtern vor unsere kleine Bühne.

Der Mohrenknabe, der mit seinen großen Augen, der komischen Stupsnase und dem rotgeschminkten Mund so allerliebste aussah, als er jubelnd rief: „Seht, seht, ich



Wo war das?

Die Einsenderin des Bildes, Frau Paula Lenhart geb. Pötzl in Heilbronn, meint zu diesem Klassenausflug des Geburtsjahrgangs 1908, es könnte Thierstein gewesen sein. Das stimmt nun freilich ganz sicher nicht. Aber wo stand dieser Turm sonst in einer für einen Ascher Schulausflug um 1920 erreichbaren Nähe? Sah damals nicht der Turm auf dem Kapellenberg so aus?

habe eine Laterne!“ ist heute Arzt, der ersten unserer Marien wirbeln fünf Kinder durchs Haus. Oh, wie die Zeit eilt! Das Krippenspiel muß jetzt einige Jahre pausieren. Es läßt sich aus den Buben und Mädeln der Verwandtschaft zur Zeit nicht jede Rolle besetzen; nun, das erklärt sich daraus, daß wieder eine Generation abgelöst wird; bald ändert sich das. Jene Jahre unmittelbar nach dem Krieg waren arg, düster, voll Jammer, Angst und Bitterkeit. Das Krippenspiel hat nicht nur mit der Laterne des Mohrenknaben eine jähe Helle um und in uns verbreitet.

Die Tiere von Bethlehem

Von Wilhelm Pleyer †

Ein Esel stand und ein männliches Rind an einer wackligen Krippe, beschnauften im Heu das winzige Kind der seltsamen Menschensippe.

Kalt war's, der Odem wurde zu Rauch, und wolkte durch die Schindeln. Doch wärmte der verdampfende Hauch das Weslein in den Windeln.

Es halfen ein schwarz und ein weißes Schaf, herbeigezockelt vom Wasen.

Die standen dicht und schnupperten brav mit ihren traulichen Nasen.

Her zogen mit Zinken und Paukenton und davidsharfentönig, zu huldigen dem Sternensohn, drei fromm und weise König.

Als prunkende Träger waren dabei gar würdige Kamele, die drängten heran und waren all drei mit Esel, Ochs, Schaf eine Seele.

Da brachte ein König für Milch und Mus schwergoldene Geschirre; der andere aber, schwarz wie Ruß, symbolische bittere Myrrhe.

Aus silbernem Fasse wolkte auf
der Weihrauch, des Ruhmes Brodem.
Die Tiere boten mit Schnief und Schnauf
des Lebens warmen Odem.

Drei Weise zogen nach Israel,
so steht in der Bibel zu lesen;
doch sind auch Ochs, Esel, Schaf und Kamel
recht fromm und weise gewesen.

Ernestine von Fricken

Eine Ehrenrettung

Robert Schumann gab seinem Klavierkonzert op. 9 den Namen *Carneval*, mit dem Untertitel: *Scenes mignonnes sur quatre notes A.S.C.H.* (Kleine Begebenheiten um die Noten A.S.C.H.). Nach A.S.C.H. steht bei manchen Ausgaben ein Sternchen und in der Fußnote heißt es dann: ASCH — der Name eines kleinen Städtchens in Böhmen.

Schumann komponierte diese zwanzig einzelnen Klavierstücke als Episoden eines Maskenfestes. In diesem Werk offenbart sich zum erstenmale seine erstaunliche, abwechslungsreiche musikalische Fantasie. Die vier Noten a-es-c-h finden sich in immer neuer und genialer Abwandlung in jedem Einzelstück wieder.

Der *Carneval* entstand 1834–1835, in der Zeit, als Robert Schumann mit Ernestine v. Fricken verlobt war, ein „zwar schönes, aber banales Geschöpf“. So abfällig und geringschätzig wird in Musikerbiografien über sie berichtet, und auch das nur am Rande. Da dieses „zwar schöne, aber banale Mädchen“ aus unserer alten und geliebten Heimatstadt stammt, dürfte eine Richtigstellung gerechtfertigt sein. Robert Schumann dachte ganz anders über sie, er war von ihr hellauf begeistert: „Ein Mädchen, so gut, wie die Welt je eines getragen“. Er sah in ihr alle nur erdenkbar guten Eigenschaften, die er sich von einem Mädchen erhoffte und wünschte. Madonnenhafte Reinheit, Herzensgüte, Liebe zur Musik, aufrichtige Neigung zu ihm. Dazu war sie sehr schön und liebenswürdig. An seine Mutter schrieb er begeistert: „Richtet die Zukunft an mich die Frage: Wen würdest du wählen? Ich würde fest antworten: diese“.

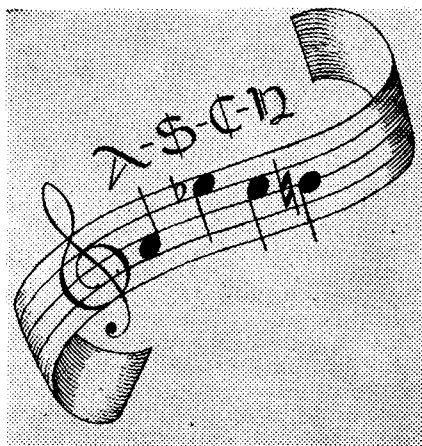
In den „Beiträgen zur Geschichte der Stadt Asch und des Ascher Bezirkes“ von Karl Alberti ist die Lebensgeschichte der Ernestine v. Fricken ausführlich berichtet. (Das Folgende sind Auszüge daraus, z. T. in wörtlicher Wiedergabe.)

Ernestine v. Fricken stammte aus dem Hause Zedtwitz-Oberteil. Geboren am 7. September 1816 in Asch, wurde sie schon in ihren frühen Mädchenjahren von ihrem kinderlosen Oheim, dem Hauptmann v. Fricken, an Kindesstatt angenommen, war deshalb in Asch nur unter dem Namen „Fricken-Tini“ bekannt und wegen ihrer Anmut und ihrer hervorragenden Geistesgaben allgemein beliebt. Ihr Ziehvater Edler von Fricken war 1787 in Engersloh bei Münster in Westfalen geboren und, wie während der Napoleonischen Kriege viele deutsche Offiziere, in österreichische Dienste getreten. Im August 1820 nahm er als k. k. Hauptmann an der Besetzung Italiens teil und lernte in Neapel den Grafen Wilhelm Zedtwitz-Unterteil kennen, der damals Oberleutnant im Regiment Kaiser Alexander war. Als leidenschaftlicher Musikfreund wurde v. Fricken in Neapel auch mit dem jungen Kapellmeister des Regiments bekannt, Andreas Leonhardt aus Asch, einem Schützling des Grafen Zedtwitz.

Im Herbst 1822 kam Ferdinand v. Fricken während eines Urlaubes nach Asch und verlobte sich hier mit Friederike von Zedtwitz, der Schwester von Ernestines Mutter. Die Vermählung fand im November 1824 statt, nachdem v. Fricken in den Ruhestand getreten war. Er bewohnte in Asch mit

seiner Frau den ersten Stock des Hauses Nr. 218, das 1829 aus Verkehrsgründen abgetragen wurde. Es stand weit in die Hauptstraße hinein und ließ diese zu einem wahren Nadelöhr werden. Zuletzt beherbergte es u. a. die Rechtsanwaltskanzlei Dr. v. Stein. Neben der Haustüre trug die Fassade eine Gedenktafel zur Erinnerung an den Aufenthalt Robert Schumanns.

Der Hauptmann v. Fricken nahm, da seine Ehe kinderlos blieb, die Nichte seiner Gemahlin, Ernestine, in sein Haus und hatte die große Freude, daß seine Ziehtochter schon in früher Jugend eine außergewöhnliche musikalische Begabung zeigte. Schon mit acht Jahren spielte sie Stücke von Dussek, Mozart, Clementi und anderen. Nachdem sie einige Jahre in einem bayerischen Institut Aufnahme gefunden und dort auch Klavierunterricht erhalten hatte, bewältigte sie schon schwierigere Werke von Hummel, Kalkbrenner, Moscheles und anderen. Ihre weitere Ausbildung im Klavierspiel lag ihrem Ziehvater sehr am Herzen. Ursprünglich beabsichtigte er, sie nach Weimar zu bringen, um ihr dort den Unterricht des berühmten großherzoglichen Kapellmeisters J. N. Hummel, eines Schülers von Mozart, angeheißen zu lassen. Aber dessen Forderung, drei Taler für die Stunde, war für die keineswegs glänzenden Vermögensverhältnisse der Familie v. Fricken unerschwinglich. Da bot sich eine andere günstige Gelegenheit zu Ernestines weiterer Ausbildung. Der ausgezeichnete Klavierlehrer Friedrich Wiek gab im Frühling 1834 mit seiner Tochter Klara in Plauen ein Konzert. Dorthin begab sich Hauptmann v. Fricken mit seiner Ziehtochter, um sie von Wiek prüfen zu lassen. Dieser erkannte sofort ihr großes Talent und machte den Vorschlag, daß Ernestine nach Leipzig kommen und dort von ihm nicht nur Unterricht, sondern auch in seinem Hause Unterkunft, Verpflegung und Familienanschluß erhalten sollte.



In der Familie dieses vorzüglichen Lehrers des Klavierspiels fand Ernestine die liebevollste Aufnahme. Im Wickschen Hause war es auch, wo Robert Schumann, damals vierundzwanzigjährig und seit dem Jahre 1830 Wicks Schüler im Klavierspiel, sich eines Tages Ernestine v. Fricken gegenüber sah, und „er hätte nicht Künstler und Poet sein müssen, um nicht für die reizende, beanlagte junge Dame aus der Fremde sofort in Feuer und Flamme zu geraten“. „Das Leben ist jetzt so reich“ schrieb er in einem Brief vom 3. 7. 1834, und tags zuvor berichtete er an seine Mutter in Zwickau von „einem herrlichen weiblichen Wesen, Tochter eines reichen, böhmischen Barons v. Fricken, ihre Mutter eine Gräfin Zedtwitz, ein herrliches reines, kindliches Gemüt, zart und sinnig, mit der innigsten Liebe an mir und allem Künstlerischen hängend, außerordentlich musi-

kalisch — kurz, ganz so, wie ich mir etwa meine Frau wünsche, Und richtete die Zukunft an mich die Frage: wen würdest du wählen — ich würde fest antworten: diese.“ Auch in anderen Briefen spricht Schumann in den schwärmerischsten Ausdrücken von Ernestine, und tatsächlich muß diese eine überaus liebliche Erscheinung gewesen sein. Nach der Schilderung von Zeitgenossen war sie schlank, mittelgroß, hatte aristokratisch feine Hände und Füße, einen zarten Teint, feurige Augen, schönes, dunkles Haar. Dazu war sie schon damals eine tüchtige, ja virtuose Pianistin, und mehr noch als ihre Fertigkeit und Geläufigkeit im Spiele wurden ihre richtige Auffassung und ihr beseelter Vortrag gerühmt.

Schumanns Neigung zu Ernestine hatte bald die Grenzen jugendlicher Schwärmerie überschritten und war zu einer ernststen Leidenschaft geworden. Auf den Spaziergängen, welche die Familie Wiek mit Ernestine in das Rosental bei Leipzig unternahm, folgte Schumann, das Notenblatt und den Stift in der Hand und — komponierte. In einem Brief an Klara Wiek vom 10. Juli 1834 spricht er von ihrer gemeinsamen „Leid- und Freudenfreundin, diesem hellen Edelstein, der nie überschätzt werden kann“. Am 28. Juli 1834 stand er gemeinschaftlich mit Ernestine v. Fricken bei Wicks jüngstem Kinde Pate, und noch an demselben Abend schrieb er an sie jenen überschwenglichen Brief, dessen Schluß einem Geständnis sehr nahe kommt: „Habe ich jemals gewünscht, daß die Zeit stillstehen möchte, so ist es jetzt — hab ich aber auch jemals einen Brief mit der innigsten Verehrung geschlossen, so geschieht es in diesem Augenblick.“ Am 5. September 1834 gesteht Schumann seiner Mutter: „Dieser Sommerroman ist wohl der merkwürdigste meines Lebens“. Wenige Tage vorher hatte er Ernestine v. Fricken seine Hand angeboten, doch blieb das Verlöbnis jetzt noch völlig geheim. Eben in jener Zeit machte Schumann die Entdeckung, daß „Asch ein sehr musikalischer Stadtname ist, daß dieselben Buchstaben auch in seinem (Schumanns) Namen liegen und gerade die einzigen musikalischen drinnen sind“, nämlich A-S-C-H und S-C-H-A. Das aus den Tönen a-es-c-h gebildete Motiv „klingt ihm sehr schmerzvoll“ und er komponierte darüber sein Opus 9, den *Carneval*, eine Tondichtung, welche so recht aus der Stimmung jener Tage geboren ist. Mächtig bewegt von der Liebe Lust und Leid, suchte Schumann darin eine ganze Reihe von Personen und Erlebnissen (Erkennen, Geständnis, Erwiderung, Spaziergang usw.) musikalisch darzustellen. Unter „Estrella“ ist Ernestine gemeint, unter „Florestan“ und Eusebius Schumann selbst, „Chiarina“ ist Klara Wiek. Alle diese Lieblingsgestalten und -stimmungen sind musikalisch durch das Motiv A-S-C-H zu einem Ring vereinigt. Das Werk war Ernestine v. Fricken gewidmet, wie auch das *Allegro* op. 8. Das Thema A-S-C-H findet sich auch im dritten Stück von Schumanns op. 99 „Bunte Blätter“ und in drei Stücken der „Albumblätter“ op. 124.

In einem Brief aus jener Zeit rühmt Schumann des Hauptmanns v. Fricken „hell erhaltene Liebe zur Kunst“ und legte eine von Ferdinand v. Fricken komponierte Melodie seinem op. 13, den „Symphonischen Etüden“ zu Grunde.

Im September 1834 kam von Fricken nach Leipzig, um Ernestine für die Herbstferien abzuholen. Er wird in den musikalischen Kreis der Familie Wiek eingeführt und lernt auch Henriette Voigt kennen. Schon am 6. 9. 34 reist Herr v. Fricken mit Ernestine ab, ohne eine Ahnung von dem Verlöbnis seiner Tochter zu haben. Während dann Ernestine die Ferien in Asch verbringt, schätzte sich Schumann glücklich,

an den Hauptmann jenen merkwürdigen Brief vom 23. September 1834 richten zu können, von dem man mit Goethes Worten sagen möchte, daß er die Gesinnung des Schreibenden „leugnend gesteh' und offenbarend verberge“. Schumann fügt dem Brief auch Ratschläge für Ernestines musikalische Übungen bei: sie möge Tonleitern spielen, täglich nicht über eine Viertel Stunde, aber alle und in mäßiger Geschwindigkeit. Auch Gesang und Lied vergesse sie nicht ganz, die „Stimme ist so zart und geschmeidig“. An demselben Tag bittet er Henriette Voigt, welche in das Geheimnis eingeweiht war: „Schreiben Sie ihr – Ernestine namentlich – daß sie, wenn sie jetzt vielleicht für längere Zeit keinen Brief von mir erhalten sollte, deshalb nie im Zweifel über meine Gesinnung sein soll“.

Von Ernestines Gegenliebe ist Schumann völlig überzeugt. In einem Brief an Henriette Voigt vom 2. Nov. 1834 schreibt er: „Ernestine mit dem Madonnenkopf, der kindlichen Hingebung für mich, sanft und licht, wie ein Himmelsauge, das blau durch die Wolken dringt“. Fünf Tage später endlich bringt er Henriette die glückliche Botschaft: „Ernestine hat durch die Mutter den Vater erforscht, und er gibt sie mir. Fühlen Sie, was das heißt...“ Der Verbindung stand nun scheinbar nichts mehr im Wege. Um Ernestines Familienverhältnisse zu ordnen, nahm Hauptmann v. Fricken am 18. Dez. 1834 seine Ziehtochter rechtskräftig an Kindesstatt an, und im folgenden Frühjahr kam Schumann nach Asch, um hier... die Verhältnisse des Hauses seiner Braut ganz anders zu finden, als er vermutet hatte. Besonders von einem vermeintlichen Reichtum war keine Rede, und Schumann, der damals noch wenig Anerkennung gefunden hatte, und von einer mäßigen Rente lebte, die er aus seinem väterlichen Erbe bezog, verließ Asch nach wenigen Tagen mit der festen Überzeugung, daß der Bruch des Verhältnisses unvermeidlich sei. Er erfolgte dann auch im Sommer 1835. Ernestine v. Fricken nahm die Lösung der Verlobung ohne Kränkung hin. Sie hielt sich vom Sommer 1835 bis 1837 in Münster in Westfalen bei der befreundeten Familie von Romberg auf. In die Heimat zurückgekehrt, vermählte sie sich am 5. II. 38 mit dem Grafen Wilhelm Zedtwitz-Schönbach, wurde aber schon nach acht Monaten wieder Witwe. Mit ihrer Jugendfreundin Klara Wiek war sie in regem Briefwechsel geblieben und als Klara nach mancherlei Kämpfen und Widerwärtigkeiten im Jahre 1840 Schumanns Gemahlin wurde, freute sich Ernestine mit freundschaftlicher Herzlichkeit über das endliche Gelingen dieses ehelichen Bundes. Auch Ernestines Verhältnis zu Robert Schumann blieb in entschieden freundschaftlicher Weise aufrecht erhalten. Im Zeichen dieser Freundschaft widmete der Tondichter im Jahre 1841 „der Frau Gräfin Ernestine v. Zedtwitz“ sein Liederheft op. 31. Nach dem Tode ihres Mannes weilte die Gräfin Ernestine v. Zedtwitz zwei Jahre in Wien und kehrte dann in ihre Heimat zurück, wo sie ganz ihrer Kunst lebte. Niemals suchte sie in musikalischen Kreisen ihre Kunst und Virtuosität geltend zu machen, sie spielte auch öffentlich nur zu wohltätigen Zwecken. Sie lebte ganz zurückgezogen. Am 13. Nov. 1844 starb sie im Hause 362, kaum achtundzwanzig Jahre alt, nach vierwöchentlicher Krankheit an einer damals in Asch aufgetretenen Typhus-Epidemie. (Nr. 362 war die spätere Expedition Fleißner.)

Ein Urteil von Zeitgenossen: Sie war eine Virtuosa ersten Ranges auf dem Klavier. Sie spielte mit einer Bravour, wie es nur eine Künstlerin kann, die bei mechanischer Fertigkeit versteht, in den Geist der



Vor vierzig Jahren

Das waren die Erstkläßler der Bergschule im Schuljahre 1936/37. Ihre Lehrerin hieß Emilie Fiedler. Der jetzt in Kanada lebende Einsender des Bildes, Ernst Albrecht (Tischlerei) weiß alle seine Schulkameraden aufzuzählen:

Oberste Reihe von links: Hans Fuchs, Hans Schneider, Häckel, Helmut Müller, Georg Kugler, Hans Lochner, Otto Oehm, Alfred Müller, Erich Blank.

2. Reihe von oben: Arno Geier, Ernst Blank, Richard Bareuther, Manfred Krehan,

Herbert Dorsch, Karl Kindler, Albert Fleißner, Walter Fischer.

3. Reihe: Willi Walter, Ernst Geipel, Ernst Albrecht, Ernst Höllering, Erich Grimm, Josef Albert, Willi Möckel, Helmut Lederer, Richard Voit.

Sitzend: Willi Kuhn, Richard Ludwig, Alfred Reißmann, Helmut Günther, Ernst Ludwig (Angerbeck), Alfred Ludwig, Heinz Voit, Hans Nierenberg.

Der Bildeinsender Ernst Albrecht wohnt in 30 Benlah Ave. Hamilton/Ont. Canada L8P 44T

Komposition einzudringen. So wurden die großen Erwartungen, die man von der Künstlerin hegte, noch weit übertroffen. Was sie spielte und wie sie es spielte, drang tief in die Herzen der Zuhörer. Ihr Anschlag ist voll und kräftig, ihr Spiel sicher und gut akzentuiert, in Hinsicht von Überwindung mechanischer Schwierigkeiten dürften ihr vielleicht nicht viele gleichgestellt werden, umso weniger, als eine andere Eigenschaft – die schwersten Werke schnell aufzufassen und bald auswendig vorzutragen – nicht jedem Virtuosen verliehen ist. Sie lebt ganz der edlen Kunst, jedoch mit Vorliebe für Chopin und Liszt. Schade, daß ihre äußeren Lebensverhältnisse sie bis jetzt fern von der weiteren Musikwelt halten. Daß sie mit Klara Wiek-Schumann seit 1834 im engsten Vereine steht, sei noch vermerkt.

So weit aus einer Kritik nach einem Wohltätigkeits-Konzert, in dem sie als Pianistin mitwirkte.

Die Lebensgeschichte der Ernestine v. Fricken und ihre Freundschaft mit Klara und Robert Schumann ist ein Stückchen Musikgeschichte, aufgezeichnet nach Briefen, Dokumenten und Familienchroniken. Und eine Richtigstellung. Denn Ernestine v. Fricken war nicht das „banale Mädchen“ der Musikbiografen, sie war nach authentischer Überlieferung ganz anders: Liebenswürdig, vornehm, zurückhaltend, von großer innerer Herzensbildung und tiefem Gemüt, gescheit und sehr schön. Dazu eine Pianistin von Rang. Es ist unrichtig, wenn sie nur abfällig beurteilt wird, ... auch wenn sie mangels elterlichen Rittergutes seinerzeit zurückgestellt wurde.

Zusammengestellt von Dr. Rudolf Lindauer, 8430 Neumarkt. Okt. 1976)

IN KÜRZE ERSCHEINT
das große Ascher Heimatbuch
„Die eigenwillige Historie
des Ascher Ländchens“

Wenn Sie es gleich bestellen, gilt noch der Subskriptionspreis von DM 50,-
Verlag Dr. Benno Tins Söhne
8000 München 50, Grashofstraße 11

Schloß Erkersreuth

Das Rittergut Erkersreuth spielte in früheren Zeiten viel herüber in das Ascher Gebiet. In unserer Zeit, besonders nach der Vertreibung und den damit zusammenhängenden vieltausendfachen „illegalen“ Grenzgängen, sind Landsleute aus Stadt und Kreis Asch am Erkersreuther Schloß vieltausendfach vorübergegangen, meist ohne es zu beachten. Heute gehört es, auf Hochglanz gebracht, dem Porzellan-Industriellen und SPD-Bundestagsabgeordneten Philipp Rosenthal. Der neue Hausherr konnte in dem Schloß schon viele prominente Gäste aus Politik und Kunst begrüßen. Erst jetzt wieder, Ende November, empfing er dort die gesamte hundertköpfige Philharmonie aus Halle/Saale. Dieses berühmte Orchester aus der DDR hatte im Rahmen eines sog. Rosenthal-Feierabends im Selber Grenzlandtheater konzertiert.

Über die wechselvolle Geschichte des Schlosses Erkersreuth berichtete Oberlehrer Rudolf Richter in seiner Erkersreuther Heimatkunde 1950: Im Jahre 1800 kaufte der preußische Minister Theodor Kretschmann das Rittergut um 80 000 fl. von Adam Chr. Koch von Lindenfels. In einem Jahrzehnt hat er den stark verschuldeten umfangreichen Besitz fast vollkommen zertrümmert, so daß bei Verkauf des Gutes im Jahre 1811 an den Fabrikanten Riedel aus Klingenthal von dem einst so stolzen Besitztum nur das Schloß mit seinen Gebäuden nebst zwei Tagwerk Gärten, 60 Tagwerk Acker, 25 Tagwerk Wiesen sowie zwei Teiche und das Schafhaus übrig blieben. Die Kaufsumme betrug 27 000 fl. Riedel verkaufte außer Feldern auch das halbe alte Schloß an den Mechaniker von Haselbauer aus Marktneukirchen weiter. Das alte Schloß wurde damals wegen seiner Baufälligkeit nicht mehr für Wohnzwecke verwendet. Ein Enkel Riedels hatte zur zweiten Frau eine geborene Beck aus Selb. Diese heiratete nach dem Tode ihres Mannes einen gewissen Haberstroh aus Dörfles. Von der Witwe kaufte das Schloß der



Schloß Erkersreuth heute

Bierbrauer Franz Wilfer aus Haslau, der ein neues Brauhaus erbaute, um die schon damals im Schloß befindliche Schankwirtschaft weiterzuführen. 1880 pachteten die Brüder Max und Philipp Rosenthal das Schloßgebäude und gründeten in ihr eine Porzellanmalerei. Im Jahre 1899 ging das Schloß in den Besitz der Brauerei Rauh & Ploß in Selb. Heute gehört es, wie eingangs erwähnt, dem Porzellanfabrikanten Ph. Rosenthal.

Mit Rosenthal hängt auch unser zweites Bildchen zusammen:



Es wurde im Rosenthal-Park zu Selb, einer weitläufigen öffentlichen Anlage mit einem ebenfalls nach der Familie Rosenthal benannten Hallenbad, geknipst. Auf dem Riesen-Schachbrett betätigten sich lauter Ascherinnen. Von links: Frau Retti Baderschneider geb. Lorenz, heute Eichelsdorf. Ihr Mann Karl Baderschneider mußte am 8. August 1945 sein Leben in Bory lassen als eines der Opfer, die in tsche-

chische Mörderhände gespielt worden waren. Karl B., Pförtner in Fischers Hauptgeschäft, war beim TV Jahn ein guter Geräteturner. Seine „Schuld“ bestand darin, ein guter Deutscher gewesen zu sein. Neben Frau B. auf dem Bild ihre Enkelin Ursula, dann ihre Schwägerin Anna Lorenz/Erkersreuth und schließlich ihre Tochter Ilse Wirth. Im nächsten Jahre hätten Karl und Retti Baderschneider Goldene Hochzeit begehen können.

Hermann Korndörfer:

Mein Onkel Ernst Große Musik in Asch

Mein Onkel, Oberlehrer Ernst Korndörfer, führte als Chorleiter und Dirigent mit dem Männergesangsverein 1846 Asch u. a. folgende Werke auf:

Beethoven: Neunte Symphonie
Haydn: Die Schöpfung / Die Jahreszeiten
Händel: Messias / Judas Makkabäus
Schumann: Das Paradies und die Peri.

Ich erhielt von meinem Onkel seit frühestem Jugend Klavierunterricht. Er war ein strenger, aber geduldiger Klavierlehrer; kleine Buben sehen ja nicht immer ein, daß Üben sein muß. Die Etüden müssen sein, Sonaten machen schon mehr Spaß, aber der Höhepunkt der Klavierstunde war das vierhändige Spiel mit dem Onkel. Da kam man sich schon wie ein Köhler vor, wenn die vollen Akkorde (vom Onkel gespielt!) tönend. Er weckte in mir das Interesse für die Musik, die mir im Leben schon manchmal über schwere Stunden hinweghalf.

Meine allererste Erinnerung ist das Bild, wie mein Onkel am Tisch sitzt, über sich die Lampe: er schreibt Noten, viele, kleine Punkte, die mir damals wie Zauberknötchen vorkamen. Er mußte zur Vorbereitung der Aufführung eines neuen Werkes das Notenmaterial beschaffen. Geigenstimmen waren immer zu wenig – er schrieb sich einige dazu. Geiger gab es zu den damaligen Zeiten genug: Jeder Lehrer spielte Geige, viele Musik-Liebhaber in der Stadt ebenfalls. Die Streicherbesetzung war großartig. Es waren sehr gute Geiger dabei: Dir. Edi Bareuther, Lehrer Lang, Adolf Pischtak, Schneidermeister Distler, um nur einige zu nennen. Bei den Violinen und Celli war die Besetzung auch sehr gut; Onkel Gustav Korndörfer führte diese Streichergruppe. Aus dem MGV 1846 konnte mein Onkel Ernst bis zu 50 Streicher aufstellen. Ein bißchen schwieriger war die Besetzung der Bläser. Die ausgewählten Werke forderten ein perfektes Können; Bläser waren schwerer aufzutreiben. Der leichteste Weg war, aus den Kurorchestern von Franzensbad, Karlsbad, Marienbad Trompeter zu engagieren. Es wurde auch versucht, aus dem Erzgebirge Bläser zu interessieren. Schönbach, Graslitz, Markneukirchen sind ja die unerschöpfliche Vorratskammer für Blechmusiker gewesen, aus Petschau meldeten sich auch Musiker. Der Anfang muß sehr schwer gewesen sein. Als aber die ersten Oratorien glanzvoll aufgeführt waren, boten sich immer mehr Musiker an, unter der Leitung von Ernst Korndörfer mitzuwirken. Es war aber eine unheimliche Arbeit, die Probenstermine festzulegen. Gottlob spielte die Geldfrage eine untergeordnete Rolle, denn eine große Mitgliederzahl und spendefreudige Gönner des Vereines lösten die Finanzierungsprobleme. Arbeit blieb aber genug, bevor die erste Note erklingen konnte. Da war z. B. einmal ein Problem, daß für einen Part eines Blasinstrumentes in Es nur ein Musiker mit einem C-Instrument aufzutreiben war. Onkel Ernst schrieb in einer Nacht die gesamte Stimme um, er mußte über zwanzig Notenblätter von Es-Dur um eine kleine Terz nach C-Dur heruntertransponieren. Die Noten mußten so

AUCH EIN WEIHNACHTSLIED

*Keine Firma ohne Feier,
kein Büro und auch kein Heim.
Überall dieselbe Leier,
überall derselbe Reim.*

*Ob Verein, Behörde, Schule,
überall dieselbe Spule:
Weihnachtsbäume, Engelschar,
sanfte Reden Jahr für Jahr.*

*Phrasen, Rührung, dann Bescherung,
amtliche Gesichtserklärung.
Weihnachtsmänner, Weihnachtsfrauen,
Kinder, die nicht kindlich schauen.*

*Kaffee-, Rauch- und Stollenduft.
Ach, so weiche Weihnachtsluft
in dem Saal der hundert Kerzen
und der sonst so harten Herzen.
Weihnachtsfeierinflation.*

Ganz am Rande: Gottes Sohn!

Helmut Seitz

gut geschrieben sein, daß sie der Musiker auch lesen und spielen konnte.

Dann begannen die vorbereitenden Gespräche mit den Musikern und den Orchestergruppen. Jeder übte natürlich allein, rein technische Schwierigkeiten müssen ja bis zu den Proben schon gemeistert sein. Die Proben sollen nur den Ausdruck klar machen, die Einsätze genau fixieren und die Einstimmung auf das Werk vertiefen. Wochenlange Arbeit mit den Gruppen war erforderlich. Daneben mußte noch die Arbeit in der Schule, im Verein und die Klavierstunden weiterlaufen. Wenn dann die Zeit der Gesamtproben nahekam, war ich immer wie ein Luchs auf der Lauer. Ich wollte alles mitschauen und mithören. Im kleinen Turnhallensaal wurden Tische und Geräte so aufgestellt, daß die hinteren Reihen der Sänger den Dirigenten gut sehen konnten. Hausmeister Leupold brachte da immer Helfer, die Tische rückten, Stühle stellten. Da mogelte ich mich bei, damit ich näher zuhören konnte. Es war schon erhehend, wenn 70 – 80 Musiker und 200 Sänger begannen. Onkel Ernst stand mit seinem Pult auf einem Tisch, souverän leitete er alles. Seine Dirigentenbewegungen waren knapp und präzise, nur an markanten Stellen ging er aus der Reserve. Erst später ging mir auf, daß so viele Menschen aus Liebe zur Musik und aus Verehrung für meinen Onkel Ernst so oft und so fleißig übten, ihre Freizeit opferten und sich anstrengten, ihr Bestes zu geben. Die Aufführungen im großen Saal waren die Krönung, die weite Bühne erlaubte eine räumliche Entfaltung des Chores wie des Orchesters, der große Raum und das festliche Auditorium hoben die Stimmung. Atemlos war alles, wenn sich der Taktstock hob.

Nachher wehrte der Dirigent ab, wenn ihn die Bewunderer überschwänglich feiern wollten. Es war nicht seine Art, mit geschwellter Brust dazustehen. Vielmehr gab er jedem Mitwirkenden das Gefühl des Stolzes, an einem unsterblichen Werk mitgearbeitet zu haben. Die Solisten kamen gerne nach Asch. Sie waren ein Problem, sie mußten ja in das Werk „eingebaut“ werden. Höchstens zwei Tage vor der Aufführung reisten sie an, kurze Verständigungsproben, Hauptprobe, Aufführung. Das waren alles bedeutende Künstler, aber ganz ohne Arbeit geht es nicht!

Besonders erinnere ich mich auch an die Aufführung der Neunten von Beethoven in der evangelischen Kirche von Asch. Das Orchester saß dicht gedrängt auf dem freien Raum vor dem Altar, die Solisten vor dem Altar, der Chor zu beiden Seiten des Altars. Onkel Ernst stand auf der ersten Bank, vor sich das Pult, über zwei Meter hoch. Ich dachte, er darf keinen unbedachten Schritt machen. Das konnte ich

*Auf jeden
Weihnachtstisch
und für die Festtage*

3 Richter ⁴³³
der
wohlschmeckende
Magenbitter

Robert Richter, 8671 Jägersruh 433

früher Roßbach

alles gut sehen, denn ich saß in der ersten Bank hinter dem Taufstein. Als sich im letzten Satz des Werkes die Solisten erhoben, erschaute das Kirchenschiff. Das Lied an die Freude erhob alle Herzen. Das war nicht „Provinzmusik“ – kein Kritiker hat das Niveau der Aufführung anzweifeln können. Später konnte ich immer wieder den Namen meines Onkels mit Hochachtung aussprechen hören: Der Thomaskantor Karl Straube sagte mir, er schätze sich glücklich, meinen Onkel zu kennen. Wilhelm Furtwängler bedauerte es, daß es ihm nie vergönnt war, eine solche Aufführung zu hören. Paul Schöffler, der Baß der dreißiger Jahre, sagte, daß ihm unvergesslich sei, wie nach einer Aufführung der Dirigent Ernst Korndörfer seinen Stab auf das Pult legte, jeden einzelnen ansah und ihm zunickte, dabei freundlich schmunzelte – und sich erst dann zur begeisterten Menge umdrehte.

Ernst Korndörfer hatte eine tiefe Liebe auch zu Bach und Wagner. Die Passionsmusiken studierte er oft und die Chöre aus dem Weihnachtsoratorium von Bach waren im festen Repertoire des Chores. Zu Bayreuth hatte der ganze MGv 1846 Asch eine dauernde Freundschaft. Jedes Jahr fuhren Mitglieder des MGv dorthin. Wenn mein Onkel nicht dabei sein konnte, verfolgte er im Radio die Übertragungen. Dabei zeigte mir sein Finger im Klavierauszug die hervorstechenden Motive. Atemlos lauschte ich, Radio war damals ja noch ein Wunder.

Mein Onkel konnte aber auch lustig sein. Dann setzte er sich ans Klavier und spielte Marsch und Walzer und auch Schlager. Die leichte Muse hätte er auch beherrschen können, ebenso die Volksmusik. Nach dem Kriege sammelte er Volkstänze aus Bayern, setzte sie für Blasinstrumente – und schenkte sie dem Bayrischen Rundfunk! Das war in einer Zeit, als er sich mit seiner Familie schwer durchschlagen mußte. Aber so war er! Die Freude an der Musik und sein Idealismus gingen so weit, daß er gar nichts dafür erwartete.

Vom Gowers †:

In Dezember

Wenige Tage vor seinem Tod schrieb Gustav Künzel in Lübbecke seinen letzten Gowers-Beitrag für den Rundbrief. Die Schrift war ein klein wenig zittriger als früher. Aber Herz und Hirn waren voller Heimat-Erinnerung wie eh und je. Von der Todesahnung, die ihn immer wieder einmal befiel, war auch in diesen Zeilen etwas zu spüren. Sie lauten:

Wöin mia alla nu daheum woarn, und in Dezember sänn d'Weihnacht kumma, däu bin ich gern za mein Nachbarn Pfeifer-Johann hutzn ganga. Sa Meudl, die Linda, woar sällmal zwölf Gäuha olt gwesn und sie häut schäi Zither spln kinna und schäina Löidla häutse gsunga. Und däu kenn ich heit nu a Löidl, was sie oft gsunga häut: „Waldvögerl möcht in d'Welt nausfliegn, möcht sehn, was drauß für Wunder gschehn. Verläßt den Wald und seine Bäum und übers Jahr kommts wieder heim.“ Ich täit däu heit a wäng was droa ändern und täit statt „und übers Jahr kommts wieder heim“ sua singa: „Am löibstn stirbt ma doch daheum“.

Wöi ich a Schöllbou woa und die Weihnacht sänn kumma, däu bin ich gern zan Samlmichl hutzn ganga. Ban Samlmichl woan acht Kinna gwesn. Däu häuts Kris-kinnl all Gäuha an gräußn Sook vulla Splzeich bracht. Und amal häuts Kris-kinnl a Leierkastl bracht. Sällmal sänn die Weihnachtslöidla immazou gleiart gwoan wöi Heitzatooch in Kaufhaisern. Ower mir Kinna hann sällmal nu andachta zou-

ghorcht. Hait in däarn Kaufhaisern horcht ja koa Mensch mäiha hie.

Und schäi woas aa allamal die Weihnacht am Salerberch druabm in Geiblhutzahaus. Däu han die Hutzaleit Kris-kinnl-Stolln und Kaffee kröigt. Und wenn gessn woa, näu han die Hutzaleit alla dees Löidl „O du selige. o du fröhliche“ gsunga. Sua woas sällmal am Salerberch. Ower heit is koa Mensch mäiha am Salerberch.

Irmgard Pilmeier:

„Der alte Ascher“

Versuch einer Charakterisierung

Vielleicht ist es anmaßend, wenn ich mich an dieses Thema wage, aber ich finde es einfach zu verlockend, und außerdem haben ja meine Landsleute die Möglichkeit zu Ergänzungen und Änderungen.

Zunächst einen Blick auf die äußere Erscheinung des ehemaligen Aschers (ich meine mit „Ascher“ jeweils sowohl den männlichen als auch den weiblichen Einwohner): Wenn er nicht arbeitete, war er adrett gekleidet, trug meistens einen Hut und die Damen im Winter viel Pelz. Wertvoller, haltbarer Stoff war selbstverständlich. Hier, wo eigentlich jeder ein Textil-Profi war, waren billige Fähnchen verpönt. (Man erzählt sich, daß alte Ascher beim Zusammentreffen mit Landsleuten den Rockkragen ihres Partners prüfend zwischen die Finger nehmen, um oft genug zu konstatieren: „Aa nimmer sua wöi fröiha“. Einer anderen Version zufolge soll dies allerdings eine alte Ascherin gesagt haben, als sie ein wenig Schnee zwischen den Fingern zerrieb: „Aa nimmer sua wöi daheum...“) Die guten Stoffe waren auch praktisch wegen ihrer langen Lebensdauer, während der sie einige Male ihre Bestimmung wechselten und immer fleißig in stand gehalten wurden. Die Textilien wurden – wie alles andere – ausgenützt bis aufs äußerste; etwas anderes als „zammnämmer“ gab es einfach nicht. Ein Sommerkleid konnte zum Beispiel die Stationen Sonntagskleid, Werktagkleid, Kinderkleid, Schürze, „Wasch-“ oder „Räia-Hadern“ durchlaufen.

Wie gesagt, von der Kleidung her konnte der Ascher durchaus einen guten Eindruck machen. Problematischer wurde es, wenn es für den Ascher notwendig wurde, hochdeutsch zu sprechen. Hier wies seine Rhetorik Mängel auf – so geschickt und be-redet er auch im Dialekt oder „Ascher Hochdeutsch“ sein mochte. Der Ascher hatte ja auch überhaupt keine Übung im Hochdeutschen. Mancher hätte es vielleicht gerne einmal versucht. Doch der Spott

seiner Mitbürger wäre ihm sicher gewesen, wenn nicht sogar der Verlust von Sympathie, da man ihm diese Redeweise sicher als Überheblichkeit angekreidet hätte. So verständigte sich der Ascher auf hochdeutsch im Mündlichen halt recht und schlecht.

Aber, o Wunder! wenn dieser Ascher nun etwas schreiben sollte, und keine verkrampte Zunge mehr im Wege war (zum Beispiel einer, der jahrelang in der Fabrik gearbeitet und kaum eine Feder zur Hand genommen hatte, und dann nach der Vertreibung den Bekannten Nachricht geben wollte), da verfaßte er Texte, die einfach tadellos in Stil, Rechtschreibung und, nebenbei bemerkt, auch in Handschrift waren.

Was der Ascher einst in der Schule gelernt hatte, war auf sehr fruchtbaren Boden gefallen und vieles blieb ein Leben lang greifbar. Ist das auf die Ascher Schulen zurückzuführen? Gewiß, sie waren gut, aber Voraussetzung waren aufnahmebereite Schüler. Wahrscheinlich ist diese Sicherheit im Schreiben, zu der übrigens auch noch die im Rechnen kam, nur eine von vielen Tatsachen, die darauf hindeuten, daß der Ascher recht intelligent war. Die Begabtenreserve war sicher groß. Es wäre interessant gewesen, wenn einmal der durchschnittliche Intelligenzquotient des Aschers festgestellt worden wäre. Auf alle Fälle fielen viele Talente den Daseinsbedingungen zum Opfer, oder auch der Bescheidenheit der Eltern, die sich vor dem vermeintlichen Griff nach den Sternen fürchteten, mehr noch wahrscheinlich dem Realismus der Eltern: Was für ihren Lebensunterhalt getaugt hatte, schien ihnen auch für die Kinder das Solideste zu sein. Eine Begabtenförderung, die nicht nach der letzten Bürgerschulklasse zu Ende war, hätte gewiß noch viel herausholen können.

Um nochmals an die angeführte Bescheidenheit anzuknüpfen: der Ascher stellte oft sein Licht unter den Scheffel. Er machte wenig Aufhebens von sich. „Mehr sein als scheinen“ war ihm bei weitem lieber als umgekehrt. Wenn er schon prahlte, dann eher mit Besitz als mit Können. Die Umgangsformen waren vielleicht ein bißchen mit diesem zurückhaltenden Auftreten verwandt. Man konnte sie nicht gerade „geschliffen“ nennen. Und solange man unter sich war, bedeutete das auch gar keinen Mangel. Aber das Selbstwertgefühl des Aschers litt sehr, wenn er es etwa mit einem gewandten „Reichsdeutschen“ zu tun hatte. Er kam sich sogleich unbedeutend vor und bewunderte den anderen

H2



Ein Geschenk
besonderer Art

für Ihre
Gesundheit

ALPE
FRANZBRANNTWEIN

Original-Erzeugnis
der ehem. ALPA-Werke
Brünn

ALPE-CHEMA · 849-CHAM / BAY.

sehr. Diese Hochschätzung verminderte sich allerdings umso mehr, je näher andere Deutsche bei Asch beheimatet waren. Mit Sachsen, Oberfranken und Egerländern kannte man sich aus. Hier ließ man sich nicht blaffen. Im Gegenteil, es konnte schon vorkommen, daß man ihnen mit ungerechtfertigtem Mißtrauen begegnete.

Noch größerer Wert als auf Bescheidung wurde in der Erziehung auf Gehorsam gelegt (mußte wohl sein, damit große Familien auf oft sehr kleinem Raum mit geringen Mitteln leben konnten). Aber der Ascher war dadurch zu wenig aufbegehrend. Er verteidigte oft seine Rechte nicht, und ließ sich zu schnell von Behörden, Vorgesetzten und sozial Höherstehenden einschüchtern. Sein sonst so ausgeprägter Hang zu Kritik funktionierte in solchen Fällen zu wenig.

Aber im Umgang mit seinesgleichen tat der Ascher seinem Witz und Spott keinen Zwang an. So gern er „austeilte“, mußte er doch auch stets fürchten, selbst aufs Korn genommen zu werden. Nun, ins Innerste ließ er sowieso niemanden hineinschauen. Und auch sonst gab er sich alle Mühe, etwaige Mißgeschicke, gemachte Fehler, oder auch Vorteile, die er irgendwie hatte, nicht bekanntwerden zu lassen. Er war „verdrückt“. Allerdings gelang das Vertuschen häufig nicht, weil auch der Spürsinn der anderen nicht schlief.

Der Ascher war nüchtern, und Sentimentalitäten waren ihm weitgehend zuwider. Aber er hatte ein sehr tiefes und feines Empfinden, und um das zu schützen, wappnete er sich nach außen mit Sprödigkeit. Auch in der Liebe ließ er sich keine überschwenglichen Gefühle anmerken. Überhaupt verhielten sich die jungen Ascher meist sehr beherrscht, sie waren vor ihrer Heirat oft jahrelang befreundet, und häufig war es dennoch kein Problem, daß es die Pille noch nicht gab.

Bei seiner vorsichtigen, verschlossenen Art entstanden die Freundschaften des Aschers nicht von heute auf morgen; dann aber hielten sie auch lange. Jedoch auch umgekehrt: wenn man sich erst einmal mit jemandem überworfen hatte, konnte man über Jahre „feierbäis“ sein. Der Ascher vergaß nur sehr langsam. Vielleicht war das auch einer der Gründe, daß seine Toleranz ein wenig zu wünschen übrig ließ.

Ebenfalls nur mäßig war seine Freigebigkeit. Was man sich versagte, versagte man auch den anderen. Und die Sparsamkeit war nun einmal eine seiner hervorsteckendsten Eigenschaften. Man wollte es zu etwas bringen, teils um materielle Sicherheit zu haben, teils aber auch, um durch Besitz das Ansehen zu steigern. Es war also ein gewisser Machtkampf.

Bei der Braut war die Mitgift nicht ganz nebensächlich. Besonders die Wäsche war wichtig. Lieber zwölfmal „Bettzeich“ als zehnmal. Allerdings waren alle Wäschearten nicht einfach zusammengeäuhter Stoff, sondern sie waren geschmückt mit den vielfältigsten Stickereien (Monogramme waren obligatorisch) und Häkeleien. Hier hatten Schönheitssinn und Kreativität des weiblichen Aschers eine Möglichkeit. (Wer solche Handarbeiten heute noch hat, freut sich daran in der derzeitigen Nostalgie- und Handarbeitswelle erst recht.)

Die Männer werkten in der Freizeit in Haus, Garten und Feld. Fleiß und peinliche Genauigkeit waren selbstverständlich – egal, womit sich der Ascher gerade beschäftigte. Er war unentwegt und unverdrossen tätig. Wahrscheinlich war der Arbeitseifer noch stärker ausgeprägt als die Sparsamkeit. Zur Zeit der Ausweisung gab es dann auch gleich ein Gericht, daß die Strafe des Herrgotts sei, weil der Ascher den Feiertag zu wenig geheiligt hätte.

Überhaupt war der Ascher gern ein wenig abergläubisch, aber auch gläubig (was er sich freilich möglichst wenig anmerken lassen wollte), und er nahm die Zehn Gebote sehr ernst – abgesehen, wie gesagt, von der oft zu wenig eingehaltenen Arbeitsruhe an Sonntagen.

Bei aller Verschlossenheit war der Ascher sehr ehrlich. Lügen fiel ihm schwer, auch wenn es nur der Konversation dienen sollte. So konnte es ihm schon geschehen, daß er zu vertrauenselig war, weil er dem anderen eben auch keine Flunkereien zutraute. Die hohe Verlässlichkeit des Aschers wäre ebenfalls zu erwähnen. Versprechungen wurden fast immer gehalten, auch wenn es unbequem war. Ebenso wie zuverlässig, war der Ascher treu: der Heimat, dem Vaterland, dem Ehepartner, der Familie, den Freunden und weitgehend dem Arbeitgeber.

Luxus leistete sich der Ascher kaum, aber Kultur war ihm sehr wichtig; nicht nur hinsichtlich Textilien, sondern unter anderem auch in der Wohnkultur. In Sachen wie Kanalisation, breiten sauberen Straßen, fließendem Wasser und Toilette im Haus, soliden unterkellerten Häusern, wohnlichen Dachböden war der Ascher fortschrittlich. Auch das Musische wurde nicht verachtet. So konnte ein guter Teil der Ascher ein oder mehrere Musikinstrumente spielen.

Ganz groß geschrieben wurden Turnen und Sport. Wo gibt es selbst heute in der Bundesrepublik eine solche Massierung von Turnhallen! Neben Turnen und Fußball wurden im Winter die guten Wintersportmöglichkeiten ausgiebig genutzt; im Sommer nahm der Ascher unverzagt weite Wege, zum Beispiel nach Mährlng, Neuberg oder Krugsreuth in Kauf, um das Schwimmen zu genießen, der nähere Schwimmteich wurde auch nicht verachtet, so primitiv er sich heute ausnehmen würde im Vergleich zu den Bädern und Hallen hierzulande.

Der Ascher übte seine Freizeitbeschäftigungen häufig zusammen mit anderen aus. Geselliges Beisammensein war naturgemäß weit verbreitet, schon durch die umfangreiche Verwandtschaft und die kaum zählbaren Bekannten (wenn man jemand nicht kannte, war man ja durch wenige Fragen im Bilde, wo einer „eughäiert“). Nach der Arbeit kam oft jemand „hutzn“, und je mehr „Hutzerleit“ auf einmal, umso lustiger wurde der Abend. Humor war dem Ascher eigen, und seine Ironie war ja durch stete Übung trainiert. Beliebte Treffpunkte waren außerdem die Wirts- und Kaffeehäuser in Asch und Umgebung (meist Abschluß der Sonntagswanderungen), die Vereinsfeste und der Fasching.

Aller Geselligkeit stand aber viel Nachdenklichkeit gegenüber. Bei seiner Gefühlstiefe konnte der Ascher keine Probleme an der Oberfläche erledigen und sanguinisches Temperament war kaum anzutreffen. Ebenso wie bei der Arbeit machte sich der Ascher das Leben auch im seelischen Bereich nie leicht. Er setzte sich im Innern intensiv mit allen Begebenheiten und Sorgen auseinander, und es dauerte oft lange, bis er das, was ihm „auf dem Gschling“ lag, verarbeitet hatte. Bei seinen Handlungen fragte er sich hinterher sehr oft, ob er es nicht doch anders und dadurch besser hätte machen können.

Durch die Vertreibung wurde der Ascher gezwungen, mit einer andersartigen Umgebung fertig zu werden. Diese Lehrzeit hatte gewiß auch Gutes und Nützliches und erweiterte den Horizont. Nur hätte danach die Möglichkeit zur Rückkehr in den vertrauten Kreis vorhanden sein müssen anstelle des allmählichen, unwiderruflichen Aussterbens des Aschers.

Der Heimat verbunden

Die Weihnachtsfeier der Ascher in Ansbach fand am 5. Dezember an tannengeschmückten und kerzenerleuchteten Tischen statt, auf denen die Frauen mit Weihnachtsgebäck gefüllte Teller vorhanden, wozu man sich in fröhlicher Runde Kaffee oder Tee bestellte. Bgm. Kurt Heller erinnerte in seiner kurzen Ansprache an die schöne Vorweihnachtszeit daheim und freute sich, wieder so viele Landsleute begrüßen zu können. Wenn auch die Runde leider allmählich kleiner werde, so bleibe doch der Zusammenhalt bestehen; und das sei das Schöne daran. – Nicht lange, da hörte man es von draußen klingeln: Der Ascher Luzer stand vor der Tür. Er behauptete, vom Hainberg über die Luisenburg bis nach Ansbach gefunden zu haben, um Grüße und Geschenke zu überbringen, ließ Gedichte aufsagen, fragte streng oder auch neugierig, erteilte hie und da eine heitere „Rüge“ und händigte jedem und jeder ein Überraschungspäckchen aus. Ein Sonderpräsent erhielten Bgm. Kurt Heller für seine aufopfernde Tätigkeit das ganze Jahr über, und auch die Schriftführerin Frau Christa Veith. Man saß dann noch lange beisammen und verbrachte einen schönen Nachmittag. – Die Ascher-Gmeu in Ansbach wünscht allen Heimatgruppen ein gesegnetes Weihnachtsfest sowie alles Liebe und Gute für das Neue Jahr 1977.

Beim Nikolo-Abend der Ascher Heimatgruppe in München blieb buchstäblich kein Plätzchen frei, was der Gmeu-Bürgermeister Franz Kuttner in seinen Begrüßungsworten mit Recht und mit Stolz konstatieren durfte. Der Ascher Luzer kam zwar nicht persönlich. Da er Kinder oder Enkel unter vierzehn nicht mehr erwarten konnte, spendierte er nur noch von weitem jedem Teilnehmer ein Mini-Fläschchen Rosbacher und eine Päckung Karlsbader Oblaten. Auf den Tischen verteilt standen in Fülle wieder die mit großer Liebe und viel Geschmack gebastelten schönen Weihnachts-Schmuck-Arrangements aus den geschickten Fingern von Frau Amalie Uhl aus der Schloßgasse, jetzt in Geisenhausen. Sie stellte das Ergebnis ihrer immensen Arbeit der Heimatgruppe wieder um Gotteslohn zur Verfügung. Die Versteigerung der kleinen Kostbarkeiten erbrachte dann für diese 200 DM, wozu sich aus der Freude am Beisammensein dann noch einige ansehnliche Spenden gesellten. Lm. Kuttner überreichte Frau Uhl als Dankeszeichen für ihre nun schon mehrjährige optische und finanzielle Bereicherung der Münchner Nikolofeier den Ascher Zinnteller. Lm. Dr. Tins las eine eben von ihm und seiner Familie erlebte Adventsgeschichte vor. Wer will, kann sie in dieser Rundbrief-Folge nachlesen. Ing. Herbert Uhl, Sohn der bereits genannten Frau Amalie Uhl, trug einige heitere Mundartgedichte mit vorweihnachtlichem Einschlag vor. Es war allen Teilnehmern warm ums Herz, nicht nur wegen der Raumtemperatur, die es ein bißerl zu gut meinte. – Nächster Nachmittag: 2. Jänner 1977.

Die Ascher in Selb hatten am Ersten Advent wieder einen sehr schönen Nachmittag bei vollbesetztem Haus. Die Tafeln waren mit Tannengrün und Lichtern freundlich geschmückt. Die beiden Enkelkinder des Gmeuvorstehers Lm. Wolf spielten auf ihren Blockflöten Advents- und Weihnachtslieder, Günter trug auch ein Adventsgedicht vor. Dann war Lm. Adolf Künzel mit seiner Ziehharmonika dran. Auch „Dare“ setzte seine Zuhörer wie immer in Heiterkeit. Lm. Wolf bedankt sich auch an dieser Stelle im Namen der ganzen Heimatgruppe bei allen, die an der Ausgestaltung immer so wacker mithelfen, auch bei den Wirtsleuten Gustav und Anny Ploß samt Anhang für die stets gute Betreuung. Erste Zusammenkunft im

neuen Jahr: 9. Jänner. Allen Landsleuten in nah und fern wünschen die Ascher in Selb und ihr Organisator Anton Wolf ein frohes Fest und ein gesundes Neujahr.

Die Württemberg-Ascher treffen sich traditionell zu Hohnneujahr (6. Jänner) in der Kaiserhalle (bei der Friedrichskirche) in Ludwigsburg. An der Programmgestaltung kann sich jeder durch Lichtbilder und Vorträge aller Art beteiligen. Lm. Ernst Göbler in Ludwigsburg, Pleidersheimer Str. 4, Tel. (07141) 358 47 bittet es bitte auch diesbezügliche Mitteilungen an ihn. Weiter schreibt er: „Für die Musik wird wieder mein Sohn Richard sorgen. Unser Traditionstreffen dient der landsmannschaftlichen Verbundenheit und der Pflege der Erinnerung an die liebe Heimat: Schon deshalb bitte ich, alle Euch bekannten Ascher zu diesem Treffen in der Kaiserhalle aufzufordern. Selbstverständlich sind auch Freunde und Bekannte herzlich willkommen. Ich wünsche allen Landsleuten, auch im Namen meiner ganzen Familie, ein frohes Fest und einen guten Rutsch ins Jahr 1977.“

Der Geburtsjahrgang 1927 wird 50! Aus diesem Grunde planen „Betroffene“ etwa im September 1977 ein Treffen und möchten ihre Klassenkameradinnen von der Steinerschule und Angerschule schon heute dazu einladen. Bitte meldet Euch bald und macht Vorschläge! Die Zeit eilt, und das Treffen müßte ja spätestens Feber-März 1977 vorbereitet werden. Sagt es bitte auch weiter! Inzwischen herzliche Grüße: Eure Annemarie Löscher, Triebweg 111, 7000 Stuttgart 30 (Adler Annemutz) und Anneliese Kandler, Gansfußallee 50, 7140 Ludwigsburg.

Der Rundbrief gratuliert

GNADENHOCHZEIT

Die „Hessische Allgemeine“ berichtete zweimal bebildert von dem so seltenen Ereignis: In Schwalmstadt-Ziegenhain, Am bunten Bock 16, beging das Ehepaar Wilhelm Jamm (94) und Frau Ernestine geb. Penzel (92) aus Neuberg ihre Gnadenhochzeit – das heißt, ihr siebzehnjähriges Ehejubiläum. Man spricht auch von „Kupferner Hochzeit“ – auf jeden Fall aber von einem außerordentlich seltenen Ereignis. Am 17. November 1906 hatten sie sich in der Neuberger Kirche ihr Jawort gegeben. Die Bilder in der Hessischen Allgemeinen zeugen davon, daß das Paar geistig und körperlich rüstig seinen Ehrentag begehen konnte. Davon erhielten wir dann auch noch direkten Beweis durch einen Brief, in dem uns Frau Jamm in klarer, fehlerloser Schrift erzählt: „Unser gemeinsamer Weg war nicht ohne Hindernisse. Wir haben als einfache Leute 1906 geheiratet. 1907 und 1908 kamen unsere beiden Söhne zur Welt. Vater, gelernter Weber und später Webmeister, war vom 15. bis zum 60. Lebensjahr auch ausübender Musiker. Ich selbst war Hausfrau und Heimarbeiterin. Als die Buben aus der Bürgerschule kamen, habe ich 20 Jahre lang in einem benachbarten Betrieb als Näherin gearbeitet. Der Vater machte den Ersten Weltkrieg mit, die zwei Söhne den Zweiten. Sie kamen alle drei gesund wieder heim, der Jüngste freilich erst 1948 nach dreijähriger Gefangenschaft. Unter viel Mühe und Arbeit konnten wir uns 1930 ein Haus in Neuberg bauen. Als wir 1946 unser liebes Neuberg verlassen mußten, fanden wir hier in Ziegenhain (Schwalmstadt 2/Hessen) eine neue Heimat. Auch unsere beiden Söhne sind mit ihren Familien hier in guten Verhältnissen ansässig und kümmern sich viel um uns. Wir haben nun noch den Wunsch, solange es irgend geht, unseren geordneten Haushalt nicht aufgeben zu müssen. Unseren Festtag haben wir in engstem Kreise in aller Stille gefeiert. An unsere lieben Verwandten haben wir dabei herzlich

gedacht; aber sie werden es verstehen, daß für uns ein großes Fest zu anstrengend gewesen wäre. Gottes Gnade hat uns bis hierher geführt; wir wollen ihm dafür dankbar sein. – So ganz ohne Feierlichkeit ging dann der Tag doch nicht ab. Der Bürgermeister von Ziegenhain überbrachte uns viele Glückwünsche, angefangen vom Bundespräsidenten mit einem Ehrengeschenk, über zahlreiche hohe Behörden bis zu ihm selbst. Der Erste Kreis-Beigeordnete, ein Sudetendeutscher, kam als Abgesandter des hessischen Ministerpräsidenten und als Vertreter des Landkreises Schwalm-Eder. Er hielt eine humorvolle Ansprache. Pfarrer von Both hielt eine Andacht, in der uns der Ziegenhainer Posaunenchor und der Kirchenchor mit einem Ständchen erfreuten. Es gab Präsentkörbe, Blumen und sonstige Geschenke. So möchten wir halt für alles, alles tausend Dank sagen, auch allen Heimatfreunden, die an uns dachten. Vielleicht interessiert es Sie noch, daß ich die jüngste Schwester der Kaffeehausbesitzerin Künzel (Mouhm) in Asch bin. Wir grüßen bei dieser Gelegenheit auch unser liebes Heimatblatt.“

Der Rundbrief macht sich zum Sprecher des Heimatverbandes und der ganzen Heimatgemeinschaft, indem er dem Jubelpaar nachträglich alles Gute für den weiteren Lebensweg wünscht. Und frohe, zufriedene Weihnachten!

85. *Geburtstag:* Frau Anna Wunderlich geb. Wunschel am 10. 12. in Wunsiedel, Dr.-Heß-Straße 14. Sie ist eine treue Rundbriefleserin.

81. *Geburtstag:* Frau Hedwig Schärtel (Hans-Sachs-Platz) am 14. 12. in Geisenheim/Rheingau, Altenwohnheim Marienheim. Auch sie freut sich von einem zum andern Rundbrief und ist ihrer Heimat unverbrüchlich verbunden.

80. *Geburtstag:* Frau Frieda Ludwig geb. Gerstner (Bachgasse) am 30. 12. in Bamberg, Holzgartenstr. 33. Die Witwe des unvergessenen Schützen-Obmannes Heinrich Ludwig, Hutfabrikant, stand diesem ein Arbeitsleben lang beim Aufbau und der Führung seiner großen Firma erst in Asch und dann in Bamberg stets tatkräftig und sachkundig zur Seite, ebenso ihrem Sohne. – Frau Emma Ploß (Unterschönbach 78) am 11. 12. im Altenheim Pattendorf über Landshut/Bay., wo sie zusammen mit ihrer Schwester im vergangenen Sommer Aufnahme fand. Sie erfreut sich geistiger und körperlicher Frische. – Herr Georg Silbermann (Krankenkassenbeamter, Buchengasse 1884) am 1. 12. in Alsfeld/Hessen, Soldanstraße 13.

75. *Geburtstag:* Frau Klara Demuth geb. Eibl am 13. 12. in Nieheim/Westf., Piepenborn 7. Die Jubilarin stammt aus Schönbach und war in Mies verheiratet. Nach der Vertreibung von dort wohnte sie viele Jahre in Pegnitz, von wo sie ihr Bruder vor zwei Jahren nach Nieheim in sein Haus holte. – Herr Ernst Glöckner, langjähriger Oberbuchhalter bei der Firma Hutludwig, am Heiligen Abend in Bamberg, Staffelbergweg 3. – Herr Emil Lederer, Tischlermeister aus Wernersreuth, am 30. 12. in Regensburg, Marienbader Str. 35. – Frau Frieda Hirsch geb. Wunderlich (Schäi-Johann) am 12. 12. in Furth i. W., wo sie vor kurzem in eine neue Wohnung in der Stadtmitte übersiedelte: Kreuzkirchstr. 3.

70. *Geburtstag:* Frau Ella Heinrich geb. Schindler (Wernersreuth) am Silvestertag in Selb, Talstraße 7. – Herr Karl Lohmann (Gabelsbergerstr. 8) am 15. 12. in München 70, Diétramszeller Str. 12. Er gehört mit seiner Frau zu den beständigsten Teilnehmern an den Ascher Zusammenkünften in München. Auch sein Sohn Alfred, Direktor und Vorstandsmitglied einer Rechtsschutz-

BREIT

RUM - LIKÖRE - PUNSCH

sind längst ein Gütebegriff sudetendeutschen Geschmacks. Wir liefern über 60 Sorten direkt an Siel Ab DM 30.- portofreie Zusendung. Fordern Sie bitte unsere Preisliste an!

Karl Breit, 7336 Uhingen, Postf. 66
Brennerei und Spirituosenfabrik
Bleichereistr. 41, Tel. (07161) 3521

Wir empfehlen z. Selbstbereitung von
RUM, LIKÖREN und PUNSCH

STELLA -Essenzen

1 Flasche für 1 Liter ab DM 2,10 –
45 Sorten – Bei Essenzen ab 4 Flaschen portofrei. In Apotheken und Drogerien oder beim Hersteller

K. Breit, 732 Göppingen, Postf. 208

Weihnachtswunsch

Ascherin, Angest.-Ww. Anf. 60/162 gr., sehr allein, jünger und gepflegt aussehend, vital, gesund, ersehnt für den Lebensherbst einen lieben aufrichtigen Partner mit Niveau. Wer fühlt sich angesprochen und schreibt mir? Bin ortsungebunden. Zuschriften erbeten unter „1/12“ an den Verlag Ascher Rundbrief, München 50, Grashofstraße 11

Versicherungsgesellschaft, ist immer wieder einmal dabei. Er ist bekanntlich Vorsitzender des Heimatverbandes des Kreises Asch.

SPENDENAUSWEISE

Für den Heimatverband mit Hilfskasse, Archiv und Heimatstube: Für die Paketaktion von Karl Rogler Kirchheim/Teck 10 DM – Statt Grabblumen für Herrn Robert Schreiner in Neuwalbenreuth und Frau Klara Martin in Selb von Adolf und Lisl Rogler Nürnberg 50 DM – Im Gedenken an ihre lieben Verstorbenen von Hedwig Schärtel Geisenheim 50 DM – Statt Grabblumen zum Totensonntag für alle ihre in der Ferne ruhenden Lieben von Karl und Milly Menzel Hof 40 DM – Zum Totensonntag im Gedenken an liebe Verstorbene von Hermann Jaeger Bayreuth 30 DM – Als Dank für Geburtstagsgratulationen: Hedi Platzeck Forchheim 20 DM, Gustav Riedel Wörth 10 DM, Friedl Schmidt-Josefi Creglingen 20 DM, Frieda Müller Erkelenz 20 DM, Adele Zizler Münchauer 20 DM, Richard Eibl Nieheim 10 DM, Elsa Dotzauer Traunreut 10 DM, Adolf Wunderlich Hambrücken 20 DM, Emil Stadler Mainleus 10 DM.

Für das Heimatbuch: Kranzablöse für den verstorbenen Herrn Karl Klarner aus Neuberg von Robert Jackl Hungen 50 DM.

Für die Ascher Hütte: Anlässlich des Heimanges ihres lieben Mannes Gustav Wunderlich, Zahnarzt in Esslingen, von Erna Wunderlich 100 DM; aus gleichem Anlaß von Dr. Karl Reul und Erich Reul Esslingen 100 DM – Kranzablöse aus Anlaß des Ablebens von Frau Martha Goth in Lich von Robert Jackl Hungen 100 DM – Statt Grabblumen für Frau Elise Wagner in Steinenbronn von Elsa und Lina Künzel Landau/Pf. 30 DM – Im Gedenken an Frau Frieda Beier, Fleischermeisterswitwe, von den Aschern in Kirchheim/Teck 85 DM – Im Gedenken an ihre verstorbene Schwägerin Frau Emma Mehlhose von Emmy Pacht in Wahrenau/Australien 50 DM – Als Dank für Geburtstagswünsche: Hermann Jaeger Bayreuth 10 DM, Adolf Wunderlich Hambrücken 50 DM – Statt Weihnachts- und Neujahrswünschen an liebe Verwandte und Freunde von Hedy Adler Wiesbaden 30 DM.

Abgeschlossen am 6. Dezember 1976

Die Vorauszahlung des Heimatbuches

Der größere Teil unserer Buch-Besteller hat den verbilligten Vorbestellungspreis vereinbarungsgemäß bezahlt. Hiefür besten Dank! Die anderen bitten wir, dies jetzt ebenfalls zu tun. Sie erleichtern uns damit die umfangreiche Finanzierung der Buchherstellung, die in ihr allerletztes Stadium getreten ist.

Unsere Toten

„Der Gowers ist tot“ – diese Trauerkunde traf nur wenige Tage nach dem Brief ein, den wir von ihm noch als Dezember-Beitrag erhalten hatten. Und auf seinem Tisch fand seine Tochter einige weitere Seiten mit Rundbrief-Beiträgen. Er hat sie wohl am Tage vor seinem stillen Tode geschrieben. Gustav Künzel aus Wernersreuth vollendete am 8. August d. J. sein 89. Lebensjahr, stand also bereits in seinem neunzigsten. Er hatte sich am Abend des 24. November wie immer in sein Zimmer zurückgezogen, das er im Hause von Schwiegersohn und Tochter Geipel in Lübbecke/Westfalen bewohnte. Am nächsten Tag, als ihn die Tochter zum Essen rufen wollte, fand sie ihn hinübergeschlummert im Bette liegen. Der Tod hatte ihn im Schlafe abgerufen, schmerzlos und sekundenschnell: Herzembolie, wie der Arzt feststellte. Ein schöner Tod also, wie man so sagt. So sehr man ihn dem Gowers gönnt: Er riß dennoch eine schmerzliche Lücke. Auch der Rundbrief und seine Leser werden sie bald spüren. Man wird die schlichten Mundart-Plaudereien „Vom Gowers“ vermissen. So recht von der Leber weg hat er sie geschrieben und nebenbei in lebhafter Korrespondenz mit dem Rundbrief-Schriftleiter eine leserliche, verständliche und einfache Dialekt-Schreibweise entwickelt. Sie schaute den Leuten „aufs Maul“, so wie der Gowers selbst sozusagen auf seinem geliebten Salerberg in der Nachbarschaft herumhorchte, ehe er zu schreiben anfing. Dann aber ging es ihm rasch von der Hand. „Wir müssen mit den Buchstaben auskommen, die das ABC bietet, höchstens noch das vertrackte dumpfe a (ä) müssen wir kennzeichnen“, meinte er. Und hatte recht damit, allen wissenschaftlichen Zeigefingern zum Trotz. So konnte jedermann seine Geschichteln lesen und sich dran freuen. Gustav Künzel war ein Naturtalent mit feinem Gefühl für glattes Versmaß, wenn er seine Gedichte reimte und für lebensnahe Darstellung in seiner Prosa. – Gustav Künzel war von Beruf Weber; von der Schulentlassung bis zur Vertreibung stand er als solcher bei Chr. Geipel & Sohn in Arbeit. Aber daneben war er Musikant und Unterhalter. Als den Chef der „Gowers-Schrammeln“ kannte und schätzte man ihn in den Wirtshäusern bis tief hinein ins Egerland. Er beherrschte Zither und Ziehharmonika meisterhaft. In jungen Jahren war Gustav Künzel auch selbst Liedermacher. Im Verlag Friedrich Hofmeister in Leipzig erschien 1922 ein Notenbuch „Egerländer Lieder“. Kein Geringerer als Toni Schönecker hatte das Titelblatt dazu gemalt. Und alle drei Dutzend Lieder, die das Heft enthält, tragen die Ursprungsbezeichnung „Wort und Weise von Gustav Künzel“. – Der Rundbrief wird noch das und jenes aus der Gowers-Feder bringen können, weil Gustav Künzel an fruchtbaren Tagen auf Vorrat geschrieben hat. Aber auch wenn er für die Rundbrief-Leser verstummt sein wird, werden sie ihn und seine liebenswerten Beiträge in guter Erinnerung behalten.

☆

Am 17. Juli starb in Liederbach/Ts. Frau Maria Hammerl, Witwe des bereits 1959 verstorbenen Wenzel H., wohnhaft gewesen in der Wilhelm-Weiß-Straße, Villa Spediteur Hofmann.

Lt. Postmitteilung starb in Linsengericht b. Gelnhausen/Hessen Frau Olga Merkel aus Steinpöhl. Sie stand im 72. Lebensjahre.

Am 13. November starb im Alter von 87 Jahren Frau Anna Müller (Asch Forst) in Flossenbürg b. Weiden/Opf. Sie wurde in Hohenthan b. Tirschenreuth zur letzten Ruhe gebettet.



Vor fünfzig Jahren

Es handelt sich um eine Nachwuchsmannschaft aus der nicht gerade goldenen Zeit, da der DSV Asch vom Schützenplatz auf den Platz hinterm Gymnasium umgesiedelt war. Noch hatten die Sportbrüder nicht ihren eigenen Verein gegründet. Die Aufnahme möge ein letzter Gruß für den kürzlich plötzlich verstorbenen Ernst Blendinger (siehe RB-Novemberausgabe) sein und eine späte Erinnerung an jene aus dieser Reserve-Elf, die längst nicht mehr

unter uns weilen. Die Vertreter der blauweißen Vereins- und Stadtfarben sind (von links): Roth Schorsch, Künzel Hartl, Martin Fritz (der Einsender), Schuster Benne, Friedrich Tani, Goßler Herm., Ganßmüller Ernst, Blendinger Ernst, Drapala Rudolf, Goßler Schorsch und Höllich Anton. Ständig in die 1. DSV-Elf übernommen wurden Ganßmüller (d' kloj Goa-ara) und Friedrich Schorsch. A.B.

Am 16. November, seinem 76. Geburtstag, verstarb im Krankenhaus Haag/Obb. Herr Robert Schreiner aus Nassengrub Hs. Nr. 129, zuletzt ansässig in Neualbenreuth im Sechsamterland. Ein Landsmann, dessen Name keineswegs verbunden ist mit hervorstechender öffentlicher Leistung, aber eine treue Seele in Heimatverbundenheit! Gebürtig nahe Eger, kam er Ende der zwanziger Jahre zusammen mit Eltern und Geschwistern nach Nassengrub. Naumburg bei Kassel, die erste Station nach der Vertreibung, konnte ihm kein neues Heimatgefühl vermitteln. Bereits zum Rentner geworden, setzte er alles daran, sich wieder in der Nähe der alten Heimat anzusiedeln. Es machte ihn und seine bereits vor zweieinhalb Jahren verstorbene Frau dann glücklich, in Neualbenreuth den Lebensabend verbringen zu können. Das Flüßchen Wondreb sah also seine früheste Jugend und auch sein Alter. Diese unwiderstehliche Heimatsehnsucht und -bindung fand auch ihren Niederschlag in seiner Beziehung zum Ascher Heimatverband und zur Egerländer Gmoi. Kleines Einkommen, aber hohe Spenden für Ascher Archiv und Heimatstube und für das Egerlandhaus in Marktredwitz; ausdauernde Mitgliederwerbung und fleißig beim Verkauf von Vogel-schießen-Abzeichen – das waren seine Treuebeweise. Unerwähnt wie normalerweise dies, würde auch der hohe Geldverlust geblieben sein, den er sich nicht aus Gewinndenken, sondern aus Idealismus bei der Unterstützung des nunmehr endgültig zusammengebrochenen Sibyllenbad-Bauvorhabens eingehandelt hat. Nach sich verschlimmernder Krankheit in den letzten

Jahren fand er jetzt Friede und sein letztes Ruheplätzchen an der Seite seiner Frau Margarethe auf dem kleinen Neualbenreuther Gottesacker. Das war mein einstiger Nassengruber Nachbar und Heimatverbandskamerad. Adolf H. Rogler

Nach einem Schlaganfall verstarb Frau Berta Stefan am 9. November im Kreis-Krankenhaus Wolfrathshausen. Sie war im Jahre 1969 nach dem Tode ihres Mannes von Heilbronn/Neckar nach Geretsried übersiedelt, um in der Nähe ihrer Schwester zu sein. Ihre liebste Lektüre war der Ascher Rundbrief, dessen Erscheinen sie immer mit Ungeduld erwartete.

Im Alter von 63 Jahren verschied nach kurzem Krankenlager in Schwarzenbach/Wald Herr Rudolf Winkler, Gastwirt aus Steingrün. Er hatte mit seiner ebenfalls aus einer Gastwirtschaft stammenden Frau Elsa geb. Fuchs aus Thonbrunn erst die Gaststätte in Steingrün und nach der Vertreibung in Schwarzenbach/W ein Gasthaus und dann eine Urlauber-Pension aufgebaut. Als im März d. J. Frau Winkler starb, war Rudolf Winklers Lebenskraft gebrochen. Nach nur sechstägiger Krankheit folgte er der geliebten Ehefrau nach acht Monaten in die Ewigkeit, unfassbar für die einzige Tochter und deren Familie, die bis zum Tode der Eltern immer mit ihnen zusammenlebte.

Herr Gustav Zeitler (Selberstraße 12, Bäckerei Glässel) kehrte aus einem Kur-aufenthalt in Bad Orb nicht zurück. Zwei Tage vor seiner Heimreise nach Friedlos b. Bad Hersfeld starb er in seinem Hotel an einem Herzinfarkt.

Nach schwerer Krankheit verstarb unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Großmutter

Frau Martha Goth geb. Goßler

* 24. 1. 1903

† 3. 12. 1976

Marie Goth

Martha Hölldorfer geb. Goth mit Familie

Karl Goth mit Familie

Nach kurzer, schwerer Krankheit, jedoch plötzlich und unerwartet, verstarb am 7. November 1976

Frau Hulda Feiler geb. Fuchs

im 78. Lebensjahr.

In stiller Trauer:
Die Hinterbliebenen

Spangenberg/Hessen, Neustadt 41 — fr. Wernersreuth/Sand

Völlig unerwartet verstarb am Freitag, dem 3. Dezember 1976 meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Schwiegermutter und Oma

Maria Grötsch geb. Pechan

im Alter von 55 Jahren.

In stiller Trauer:
Hans Grötsch, Ehemann
Gerhard und Helmut Grötsch,
Söhne mit Familien
Monika Ludwig, Tochter
mit Familie
im Namen aller Angehörigen

Waldkraiburg, Anton-Günther-Weg 16
Die Verstorbene wurde ihrem Wunsch entsprechend eingeschert.

Gott der Herr nahm am Reformationstag unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Oma und Uroma, Frau

Frieda Klaus geb. Ritter

kurz vor ihrem 91. Geburtstag zu sich.

In stiller Trauer:
Dora Klaus
Albert Höhn und Frau Hilde
geb. Klaus
Dr. Karl Höhn und Familie
Erich Höhn und Familie

6718 Asselheim, Oberberg/Inn OÖ., Freising, Groß-Gerau-Berkach — früher Asch, Spitalgasse 17

Für erwiesene und noch zgedachte Anteilnahme herzlichen Dank.

Plötzlich und unerwartet verstarb am 25. November 1976 unser lieber Vater, Schwiegervater und Opa

Herr Gustav Künzel (Gowers)

im Alter von 89 Jahren.

Die Trauerfeier fand am 29. November in aller Stille in der Friedhofkapelle zu Lübbecke statt. Dem Wunsche des Verstorbenen entsprechend wurde seine sterbliche Hülle in Sennestadt bei Bielefeld den Flammen übergeben.

In stiller Trauer:
Frida Geipel geb. Künzel
Julius Geipel
Max Künzel
Ilse Bischoff geb. Geipel
Horst Bischoff
und alle Verwandten

4990 Lübbecke/Westf., Bohlenstr. 58 — früher Wernersreuth

Nach kurzer, schwerer Krankheit verstarb am 9. November unsere liebe Schwester und Schwägerin

Frau Berta Stefan geb. Frisch

im Alter von 79 Jahren.

In stiller Trauer:
Ernestine Adler, Schwester
Karl Adler, Schwager

Geretsried 2, Joh.-Seb.-Bach-Str. 5 — fr. Asch, Egerer Straße

Nach kurzer schwerer Krankheit hat Gott der Allmächtige meinen lieben Vater, unseren guten Schwiegervater, Opa, Bruder, Schwager und Onkel

Herrn Rudolf Winkler

* 9. 5. 1913 † 21. 11. 1976

viel zu früh und für uns unfassbar zu sich abberufen.

In tiefer Trauer:
Anneliese Huster geb. Winkler
mit Ehemann **Gerhard** und
Sohn **Frank**
im Namen aller Angehörigen

Schwarzenbach a. Wald, Badstraße 11 — früher Steingrün

Spendenkonto nur: Dr. Benno Tins
Hypobank München Kto. 3710 003 180. Bitte
keines der hier unten im Impressum ange-
führten Geschäftskonten benutzen! (Zah-
lung durch Postanweisung, Scheck oder in
bar ist natürlich weiterhin möglich).

ASCHER RUNDBRIEF

Heimatblatt für die aus dem Kreise Asch vertriebe-
nen Deutschen. — Mitteilungsblatt des Heimatver-
bandes Asch e.V. — Erscheint monatlich mit der
ständigen Bilderbeilage „Unser Sudetenland“. —
Viertelj. Bezugspr. DM 6,- einschl. 5,5% Mehrwert-
steuer. — Verlag und Druck: Dr. Benno Tins Söhne
OHG, 8 München 50, Grashofstraße 11, Inh. Karl
und Konrad Tins, beide München. — Verantwortlicher
Schriftleiter: Dr. Benno Tins, München 50, Grashof-
straße 11. — Postscheckkonto München Nr. 1121 48-803
— Bankkonten: Raiffeisenbank M8-Faldmoching Nr.
6024 708, Stadtparkasse München 33/100 793. — Fern-
ruf (089) 3 13 26 35. — Postanschrift: Verlag Ascher
Rundbrief, 8 München 50, Grashofstraße 11.

Gustav Zeitler

* 28. 3. 1904 † 9. 11. 1976

Unfassbar und unerwartet für uns alle, hat mich mein lieber treusorgender Mann
und guter Vater für immer verlassen.

In tiefer Trauer:
Gertrud Zeitler, Gattin
Horst Zeitler, Sohn mit Familie
und alle Angehörigen

6431 Friedlos, Nachtigallenweg 1 — früher Asch, Selber Straße 12
Die Trauerfeier fand am 13. 11. 1976 in Friedlos statt.